

# Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
<b>Strafprozeßreform.</b> Von Erich Sello . . . . .	379
<b>Sello.</b> Von Arthur Hoffner . . . . .	384
<b>George Eliot.</b> Von Herbert Spencer . . . . .	392
<b>Das alte Dorf.</b> Von Gustaf af Geijerstam . . . . .	396
<b>Selbstmord.</b> Von Welfengrün, Halmwiger, Nordberger, Wegener, Salus . . . . .	398
<b>Der Fall Jacobsohn.</b> Ein Brief. Von Arthur Schnitzler . . . . .	401
<b>Wiss gemacht werden mußte.</b> Von Felsa . . . . .	404
<b>Staat, Schule und Haus</b> . . . . .	408

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Friedrichstraße 10.

1904.

Erstes Spezialgeschäft für Gaskronleuchter.



# Multiplex

Internationale Gaszylinder-Gesellschaft  
Berlin W. Leipzigerstrasse 111.  
m. b. H.

Gauglücklich f. Verbindung u. elektr. Multiplex-Veranlagung bietet diese Bequemlichkeit wie elektrisches Licht und kostet nur ein Zehntel.

Die Multiplex-Gesellschaft in Berlin besorgt auf Anfrage gerne ihre Vertreter an anderen Plätzen.

Die

\*\*\*\*\* Deutschen Bronzen \*\*\*\*\*

der

**Aktiengesellschaft vormals Gladenbeck & Sohn**

BERLIN-FRIEDRICHSHAGEN

:: :: sind auf allen Ausstellungen preisgekrönt. :: ::

PARIS 1900 „Grand Prix“

ST. LOUIS 1904 „Grand Prix“ und Goldene Medaille.

Ausstellung und Verkauf: **Leipziger Strasse 111.**



„Ever Ready“

Spring-Uhr

CHRONOS



Patente in allen Kulturstaaten.

Neueste garantiert richtig gehende

**Uhr ohne Zeiger.**

4 Uhr 57 zeigt die Uhr auf der Abbildung.

Aufziehen, Einstellen wie bei jeder Uhr.

No. 300 in Nickel Mk. 25,—

oder Messing Mk. 25,—

Electrical Specialty Co., Berlin W., Leipzigerstr. 113.

III. Preisl. = 2\* kostenlos.

# Th. Linde.

Zahnziehen ohne Narkose!

**Zähne ohne Platte. \* Porzellan-Plomben.**

Hervorragend hygienisch ausgestattet.

jetzt: **Leipzigerstr. 115|116**

neben Wein-  
restaurant Traube.

Insertieren-  
Annahme für **„Die Zukunft“** durch den Verlag der Zukunft Berlin, Friedrichstrasse 10  
sowie durch sämtliche Annoncen-Expeditionen.



Berlin, den 17. Dezember 1904.

## Strafprozeßreform.

Als ich im Frühjahr eine Fortsetzung meiner hier begonnenen Betrachtungen über die Reform des Strafverfahrens in Aussicht stellte, hatte ich gehofft, dieses Versprechen weit früher erfüllen zu können. Und heute möchte ich die Erfüllung gern noch länger verzögern, — so lange wenigstens, bis endlich etwas Zuverlässiges über die Reformpläne der Strafprozeßkommission des Reichsjustizamtes verkundet. Denn der Zweck dieser Betrachtungen eines Praktikers würde leichter erreicht, wenn sie schon an bestimmte Gesetzgebungsvorschläge anknüpfen könnten. Doch die *Pythia* bleibt stumm. Zwar heißt es von Zeit zu Zeit offiziell, die Kommission tage wieder einmal und hoffe, ihre Arbeiten in etwa Jahresfrist zu beenden; doch über den materiellen Inhalt ihrer Beschlüsse, ja, sogar über die Hauptziele ihres Reformwerkes bewahrt sie vornehm und unnahbar das von Horaz so hoch gepriesene *silentium fidele*. Ich kenne die Gründe dieses Schweigens nicht; und ich, an meinem bescheidenen Theil, begreife auch nicht, was es irgend schaden könnte, wenn die sachkundigen Fachgenossen über den materiellen Stand der Arbeit unterrichtet würden, wie es doch bei den Verhandlungen der Kommissionen unserer Parlamente allgemein üblich ist. Das Vertrauen, daß die Kommission überhaupt etwas Brauchbares zu Stande bringen werde, hat unter dieser Geheimnisthämerei schon gelitten. Man munkelt vielfach, daß bei ihren Abstimmungen selbst über grundlegende Fragen häufig das zufällige Fehlen eines Mitgliedes entscheidend und daß auch die Herren des Reichsjustizamtes den Verhandlungen nur noch mit dem skeptischen Lächeln der Resignation zuzuschauen. Schade, wenn es wahr wäre. Das Reformwerk ist so dringend; und in der Kommission fehlt es doch nicht an erfahrenen und wohlgesinnten Männern, die den Eig des Uebels erkennen und vor einem grundsätzlichen Bruch mit unheilvollen bürokratischen Vor-

urtheilen eben so wenig wie vor einem entschlossenen Widerstand gegen gewisse Lieblingmeinungen und populäre Schlagwörter des Tages zurückschrecken würden.

Vor diesen Gefahren aber, die dem Reformwerk von rechts und links drohen, möchte gern auch ich warnen, so ernst und eindringlich, wie es die Pflicht von Jedem fordert, in dem die Erkenntniß von der unermesslichen Bedeutung einer gesunden, gerechten, volksthümlichen Strafrechtspflege für das gesammte Leben eines Volkes zu heiliger Ueberzeugung erstarrt ist.

Ich will hier kurz ein paar Hauptgrundsätze nennen, von denen nach meinem Urtheil und dem zahlreicher kundigen Berufsgeoffenen jede mögliche Neugestaltung des Strafprozesses unbedingt beherrscht sein muß.

Die jetzige Organisation der Strafgerichte ist widerspruchsvoll und in sich unmöglich. Unser Strafverfahren kennt nicht weniger als fünf zum Theil grundverschiedene Gestaltungen des Spruchgerichtes erster Instanz: das Amtsgericht in der Besetzung mit einem Einzelrichter, das Amtsgericht als Schöffengericht, die Strafkammer des Landgerichtes in der Besetzung mit fünf gelehrten Richtern ohne Schöffen, das Schwurgericht und die vereinigten Strafsenate des Reichsgerichtes. Dazu treten die Strafkammern der Landgerichte als Berufungsinstanz mit drei oder fünf gelehrten Richtern; endlich die Strafsenate der Oberlandesgerichte und des Reichsgerichtes, jene mit fünf, diese mit sieben gelehrten Richtern. Diese systemlose Buntfärbigkeit der Organisation trägt die unheilvolle Kompromisnnatur ihres Ursprunges an der Stirn. Am Schlimmsten ist es um die Spruchgerichte erster Instanz bestellt; hier mindestens ist eine prinzipiell einheitliche Gestaltung anzustreben: und zwar in der dreifachen Gliederung des kleinen, mittleren und großen Schöffengerichtes. Wenn ich mich damit unumwunden als einen grundsätzlichen Gegner wenigstens der in Deutschland herrschenden Form des Schwurgerichtes bekenne, so hoffe ich, von vorn herein dem vulgären Vorurtheil zu begegnen, ein Anwalt schätze den Werth einer Strafprozessform einzig nach der größeren oder geringeren Wahrscheinlichkeit der Freisprechung seiner Klienten. Diese Wahrscheinlichkeit ist ja bei den Schwurgerichten nach alter Erfahrung am Größten.

Dem Laienelement kann ein weitreichender Antheil an der Strafrechtspflege nicht mehr vorenthalten werden; namentlich auch nicht an der Aburtheilung der wichtigsten Strafsachen: der mittleren, über die jetzt nur gelehrte Richter entscheiden. Aber das Laien- und das Richterelement müssen unbedingt zu einem einheitlichen Organismus verschmolzen, die frische, unverkünstelte Lebenskenntniß des Laien muß der wissenschaftlich-technischen Berufsschulung des Juristen zu Leben zeugender Wechselwirkung gefellt werden. Von dieser Doppelforderung — allgemeine Heranziehung der Laien zur Rechtsprechung und Beseitigung des Schwurgerichtes — würde ich mir auch nicht die kleinste Konzession abdingen lassen.

Einem Schöffengericht, wie ich es mir vorstelle: zusammengesetzt aus einer Mehrheit von verständigen, erfahrenen, unabhängigen Schöffen — die gefunden werden können und müssen — und einer Minderheit von Berufsrichtern, den besten und erprobtesten, unter der Leitung des ausgezeichnetsten von allen, den der Staat aus Hunderten zu dem höchsten und schwersten seinerämter, zu der höchsten und schwersten Aufgabe eines Menschen auswählt hat: einem solchen Gericht würde das Vertrauen der Rechtsgenossen nicht mangeln, daß sich die Strafkammer, wie man sagt, nicht zu ertingen gewußt hat.

Über woher willst Du das ideale Menschenmaterial für Dein ideales Schöffengericht nehmen? Gibt es denn überhaupt solche Schöffen, solche Richter, solche Vorsitzende? Und gibt es sie: wie soll man sie finden? Es wäre schrecklich, wenn es sie nicht gäbe. Nicht auf die Güte der Paragraphen kommt es ja an, sondern vor Allem darauf, daß wir gute Richter, gute Staatsanwälte, gute Verteidiger bekommen; auch Verteidiger. Und wir haben Männer genug, die an Intelligenz und Charakter den schwersten Aufgaben der Strafrechtspflege vollauf gewachsen sind. Man braucht sie nur zu finden und an die rechte Stelle zu setzen. Man breche nur mit dem kindischen Vorurtheil, daß Strafrecht sei ein Recht zweiter Klasse, der Strafrechtjurist franke, im Vergleich mit dem Civiljuristen, an einer *capitis diminutio* und die Strafrechtspflege sei ein leider nothwendiges, aber höchst minderwerthiges Anhängsel der Rechtsordnung. Warum sehnen sich gerade die tüchtigsten und strebsamsten unter den Richtern stets aus der Strafkammer in den reinen Begriffshimmel der Civilkammer, — als ob es eine vornehmere Aufgabe sei, über Geld und Gut als über Freiheit und Ehre seiner Mitbürger zu Gericht zu sitzen? Warum glaubt der Civilanwalt, wenn er sich je aus der Brunerstraße nach Roabit verirrt, sich geradezu entschuldigen zu müssen: „Sie wissen, ich übernehme sonst nie Verteidigungen, aber . . .“, als ob ein guter Verteidiger nicht auch ein guter Jurist, aber noch viel mehr sein müßte? Dieser Kastenhochmuth des in der Wolle gefärbten Civiljuristen, der auf uns Kriminalisten herabschaut, wie der Kavallerist auf den Kameraden vom Train, wirkt sehr schädlich. So lange die Strafrechtspflege das mißachtete Stiefkind des Juristenstandes bleibt, werden auch die Klagen über die durchschnittliche Minderwerthigkeit unserer Strafrechtjuristen nicht verstummen.

Mit der Forderung: Gebt uns gute, gebt uns die besten Richter, die Ihr habt, hängt eine andere eng zusammen: die Forderung nach geschäftlicher Entlastung der Gerichte. Es ist ein wahrer Jammer, mitanzusehen, welches ungeheure Kapital an Menschenkraft in unserer Strafrechtspflege alltäglich in den nichtigsten Thätigkeiten vergeudet wird. Nur ein Fall aus der Praxis. Eine Polizeiverordnung gebietet, daß gewisse Fuhrwerke ein Schild mit Namen und Wohnort des Besitzers tragen müssen. Einem Bauern reißt während der

Fahrt die Namenstafel ab. Er kann sie nicht sogleich wieder befestigen, wird angezeigt, bekommt einen Strafbesehl über eine Mark, erhebt Widerspruch: und nun wird diese weltbewegende Sache vor drei gerichtlichen Instanzen ausgefochten. Bis das Kammergericht in diesem Fall das letzte Wort sprach, waren folgende Personen darin amtlich thätig gewesen: der Amtsvorsteher, der den Strafbesehl erließ; beim Schöffengericht der Vorsitzende, zwei Schöffen, der Amtsanwalt und der Gerichtsschreiber; in der Berufungsinstanz drei gelehrte Richter, ein Staatsanwalt und ein Gerichtsschreiber; in dritter Instanz fünf Richter und ebenfalls je ein Staatsanwalt und ein Gerichtsschreiber. In Summa: achtzehn Beamte, wenn ich richtig zähle; und dabei habe ich die Beamten, die die schriftlichen Arbeiten und die Zustellungen zu besorgen hatten, den Referendar, der beim Kammergericht den Vortrag hielt, und — wie billig — die Vertheidiger noch nicht einmal mitgezählt. Ich glaube, nicht zu übertreiben, wenn ich behaupte, daß vor deutschen Gerichten täglich viele hundert Fälle von ähnlicher Wichtigkeit den Geist von tausend gelehrten Beamten beschäftigen. Wenn sich doch all diese Zeit und Kraft für die gründliche Behandlung von Fällen aufsparen ließe, die es wirklich verdienen, von deren Entscheidung das Wohl und Weh von Menschen abhängt und die den eindringendsten Scharfsinn, die gespannteste Aufmerksamkeit, die unermülichste Geduld, die feinste psychologische Spürkraft des Richters erheischen! Wie mag es in solchem Fall dem Angeklagten zu Ruth sein, wenn er die schlecht verhehlte Ungeduld des Vorsitzenden merkt, der ihn und die Zeugen nie ganz ausreden läßt? „Das gehört nicht zur Sache.“ „Zassen Sie sich kürzer.“ „Das wissen wir Alles schon.“ „Wir haben noch mehr zu thun.“ „Das können Sie uns zum Schluß sagen.“ Oft verstummt der Angeklagte dann schließlich ganz und verläßt den Saal mit dem bitteren Gefühl: Sie haben Dich verurtheilt, aber Du und Deine Zeugen seid ja auch gar nicht zum Wort gekommen. Das sind die Erfahrungen, die in der Brust des Einzelnen das Vertrauen zur Rechtspflege entwurzeln. Ein sächsischer Strafrichter, Direktor Weingart, führt in seiner jüngst erschienenen Kriminaltaktik aus der Zuschrijt eines Zeugen an eine Zeitung die folgenden Sätze an: „Bei meiner Vernehmung wurde ich, der vereidigte Zeuge, durch die Art des Vorgehens, Einredens und Wortabschneidens durch den Vorsitzenden zu einer ganz falschen Darstellung des Falles gedrängt. Das heißt: es war unmöglich, das Ereigniß, meine Darstellung und die Auffassung des Gerichtes kongruent werden zu lassen. Es wurde dadurch in mir ein eigenthümlich befangenes, unfreies und ungemüthliches Verhältniß zum Richter geschaffen, das mir Brust und Kehle zuschnürte und auch gleichsam das Gehirn belastete.“ Weingart bemerkt dazu so kühl wie treffend, der Zeuge hebe richtig hervor, wie man es nicht machen dürfe. Das scheint mir auch. Und ich bin überzeugt, daß dieses

„Dreireden und Wortabschneiden“, worüber nicht nur der von Weingart citirte Zeuge klagt, nicht der Ungeschicklichkeit oder gar bösem Willen entspringt, sondern lediglich dem ungeduldigen Bestreben, „fertig zu werden“. Woher soll der Richter denn auch auf die Dauere Geduld und wieder Geduld, woher ungeschwächte Aufmerksamkeit und Spannkraft nehmen, wenn sein Kalender schon auf Wochen hinaus voll mit Terminen belastet ist, wenn er an jedem Termintage so und so viele Sachen abmachen, bis spät in den Nachmittag hinein in der gütigen Luft des Sitzungssaales ausharren muß? In dieser Treitmühle muß sich die tüchtigste Kraft rasch abnutzen, der schärfste Geist stumpf werden, das regste Interesse erlahmen.

Nicht nur der Angeklagte ist zu bedauern, wenn er die Ladung zum Termin bekommt und sehen muß, daß die Sache, die sein ganzes Sinnen und Denken erfüllt, mittags um Zwölf ansteht und er dann am Verhandlungstage auf dem Terminzettel liest, daß seiner Sache, der zehnten unter fünfzehn, eine ganze halbe Stunde eingeräumt ist. Rein: auch der Richter ist zu beklagen, dem zahllose unwichtige Sachen Zeit und Kraft für die großen Aufgaben seines Berufes nehmen. Wie ist diesem Uebel abzuhelpen? Ich kann heute keine bestimmten Vorschläge formuliren. Aber um dem Vorwurf zu begegnen, daß sich über solche Uebelstände zwar gut reden lasse, daß sie aber unvermeidlich seien, möchte ich doch darauf hinweisen, daß schon durch die mir vorschwebende Umwandlung der mit fünf Berufsrichtern besetzten Strafkammer in ein mit zwei Berufsrichtern und drei Laien besetztes mittleres Schöffengericht der Richterbestand einer heutigen Strafkammer für zwei und ein halbes Schöffengericht hinreichen würde. Auch auf andere Weise können die mittleren Strafgerichte beträchtlich entlastet werden.

Ich denke dabei besonders an eine Ausdehnung des Privatklageverfahrens auf die leichteren Fälle des Hausfriedensbruchs, der Sachbeschädigung, auf alle Verletzungen von Patent- und Kusterschutzrechten. Warum sollten sich diese Sachen für das Privatklageverfahren weniger eignen als die zum Theil so schwierigen und komplizirten strafrechtlichen Thatbestände des Gesetzes über den unlauteren Wettbewerb? Auch bin ich Neher genug, um den orthodoxen Glauben an das alleinseligmachende Legalitätsprinzip bei Erhebung der öffentlichen Anklage keineswegs zu theilen. Es ist wirklich nicht nöthig, daß in allen, auch den kleinsten Deliktfällen unbedingt von Amte wegen angeklagt werden muß. Mag man, wenn die Staatsanwaltschaft nicht einschreiten will, dem Verletzten die subsidiäre Privatklage verstaten. Der vermeintlich sakrosankte Grundsatz, daß jeder Bruch der öffentlichen Rechtsordnung, wenn er zur Kenntniß der Staatsanwaltschaft kommt, unbedingt seine Sühne durch öffentliche Strafe finden müsse, ist ja doch durch die Einführung der Privatklage auf weiten und wichtigen Gebieten des Rechtslebens schon längst durchbrochen worden. Auch

dieses unglückliche Legalitätsprinzip ist eins von denen, die nicht auf strafrechtlichen, sondern auf rein politischen Motiven beruhen. Man wollte damit der gefürchteten Willkür der Staatsanwaltschaft einen Niegel vorschieben. Ich habe von solcher Willkür bei uns in Preußen, wo das Legalitätsprinzip erst mit der Reichsstrafprozessordnung eingeführt wurde, nie Etwas bemerkt. Ich fürchte sie heutzutage erst recht nicht, wo alle Behörden (wenn sie es auch nicht merken lassen) vor der öffentlichen Meinung zittern.

Aus Alledem folgt mein wichtigstes Postulat: Einheitliche Organisation der Strafgerichte, und zwar nach dem Prinzip des Schöffengerichtes, nicht des Schwurgerichtes; Entlastung der Strafgerichte von unbedeutlichen Sachen; Besetzung der Strafgerichte mit den besten, intellektuell und sittlich erprobten, durch keine Rücksicht gebundenen Richtern.

Wilmerödorf.

Justizrath Dr. Erich Sello.



## Felix.

**D**raußen, in der Küche, schlug die alte Schwarzwälderuhr ihren vierten Viertelstundenschlag. Ich legte die Feder aus der Hand und lehnte mich in den Stuhl zurück, ein Bißchen müde, ein Bißchen erschläfft, um die zwölf Auktorkrufe durch die Nacht zu hören. Plötzlich flog schnell ein Klang auf; die Hurlorgel im Vestibul schwang aufgeregter hin und her. Kathrin kam hereingestürzt; die Nachthaube saß schon auf ihrem rutzigen Kopf; ob der Herr Doktor geläutet habe. Ich schob den Lehnstuhl vom Tisch und ging ans Fenster. Unten auf der Straße stand ein Mensch und blickte zum Licht in meinem Fenster auf. Kathrin mußte den Mantel umnehmen und mit dem Küchenleuchter zum Thor. Eine Minute später saß Einer im Schein meiner Lampe und sah mich aus athemlosen Augen an.

„Du hast mich lange nicht gesehen. Vielleicht hast Du mich vergessen. Ich weiß: ich habe mich nicht um Dich gekümmert, all die Jahre; aber wer kann verlangen, daß man die ganze Schaar seiner Schulkameraden im Auge behalte, die ihren guten, ordentlichen Weg gegangen sind, — Grade, Diplom, Karriere? Du warst mir nicht viel mehr als Einer, mit dem man ein paar Jahre lang den selben Zwang ausgehalten hat. Hättest Du aufgemuckt gegen ihn, dann wärest Du mir wahrscheinlich sympathischer gewesen. So habe ich Dich vergessen. Erinnerst Du Dich an Würstling? Der jetzt im Zuchthaus sitzt? Wir waren in Paris Jahre lang Freunde, auch dann noch, in London. Gut; ich werde Dir's später erklären.



warum ich jetzt noch bei Dir sitze. Ich bin herumgekommen. Vielleicht wäre Alles glücklicher abgelaufen, hätte ich gelebt wie Du, der Du noch in Deiner alten Stube bist. Nur die Verhältnisse um Dich her haben sich langsam gebessert. Ich bin wie toll durch Europa: ja, ich war auch in Afrika drüben, aber nicht gar lange; denn es war bei der Fremdenlegion. Glaube nicht, ich hätte etwas Unehrlisches begangen in all diesen Jahren! Du mußt es mir glauben: nichts vor Entrem Geſetz, nichts vor meinem. Nichts! Im blödsinnigsten Hungern: nichts, niemals. Das merke Dir; denn ich bin zu Dir gekommen, um Hilfe zu finden."

Er fuhr sich durchs Haar, trank ein Glas Wasser aus, das auf dem Schreibtisch stand, und preßte die Fingern um Lippen und Kinn. Seine Augen sahen tief, zwischen den Bartstoppeln auf seinen dünnen Wangen glühten schon helle. Ich rückte näher an ihn heran, räusperte mich unmerklich, fand aber nicht den Muth, zu sprechen.

"Du warst ein guter Mensch auf der Schule; und weich. Ich wundere mich, daß Du trotzdem so gut durchs Leben gekommen bist. Jetzt habe ich eine Pause gemacht, um zu hören, was für Worte Du mir sagen wirst. Als hätte ich nicht ganz sicher gewußt, Du würdest kein einziges sagen, weils so schwer ist, in solchen Fällen einen anderen Ton als einen mitleidigen zu finden. Ich weiß Alles so genau, durchschaue Alles so klar . . . Also höre. Seit ein paar Wochen bin ich wieder hier. Kein Zimmer in der Wohnung der Eltern hat mein junger Bruder bezogen. Den kannte ich fast gar nicht. Er war ein sderiges, überreiztes Kind gewesen und wurde seit seiner frühesten Kindheit in der Schweiz erzogen. Als vor zwei Jahren mein Vater starb, kam er zurück; er ist ein Mensch geworden wie Du, wie Alle, wie Die, von denen ich die Ausnahme bilde. Ich mußte also in einem Gasthof Wohnung suchen, in meiner Vaterstadt. Ich kam in meine Vaterstadt, um heimzukehren; aber ich mußte Abend vor Abend ins schlechte Gasthofzimmer zurück. Eine Woche nach meiner Ankunft bemerkte ich auf dem Thor des Elternhauses einen Zettel: 'Zimmer zu vermieten'. Die Dienstmannswitwe im Erdgeschoß hatte ihren Kostgänger aus Militär verloren. Ohne daß Die oben es merkten, miethete ich die Kammer. Ich mußte mich an den scheelen Blicken der Bewohner vorbeidrücken, als Hausherrnsohn, der mit einer Kammer ohne Licht vorlieb nehmen muß. Es war ein dummer Streich; doch ich hatte mir vorgenommen, zu sehen, wie weit das Recht der Erstgeburt von diesen braven Bürgern verhöhnt werden würde, denen ich das Leben dankte. Das Leben! Keins der besten. Aber schließlich: ich hatte an dem ihren im Lauf der Jahre, ohne zu wollen, auch so Manches verdorben. Und Vater, Mutter, Schwester: macht Drei; das Exempel dürfte hinmen. Ich war ja auch der Ausgestoßene, dem man die Thür geöffnet hat. Dafür darf Einer, wie Du, schon durchs Joch kriechen, sagte ich mir; und ich duckte mich tiefer, als es nöthig war, so oft ich durch die niedrige Thür in meine Kammer schlich. Dann setzte ich mich aufs Bett und sann und grübelte, — Stunden lang. Oder ich blickte, wenn die Frau nicht zu Haus war, durch das Küchenfenster hinauf in den ersten Stock, wo ich daheim war, und sah die Diensthöten aus und ein gehen, sah einmal meine Schwester im neuen Pelz (der seit einer Woche das Unterhaltungsthema bei Tisch lieferte), mit ihrem lachenden Kindchen, das die buntgebänderte Anne heinstrug, und einmal sah ich meinen jungen Bruder; er lehnte an der Brüstung, zapfte an seinem hübschen Schnurrebärtchen und blickte, eine Cigarette zwischen den Zähnen, gerade auf das Fenster hins, hinter dem ich

verborgen lag. Am Abend dieses Tages ging ich zum Essen hinauf und setzte mich höflich, schweigend und zuwartend wie immer, auf den Platz am Tischende. Nach dem Braten that ich den Mund auf und sagte: „Ich wohne seit fünf Tagen bei der Dienstmannswitwe unten.“ Einige Augenblicke lang sprach Niemand ein Wort. Endlich sagte der Mann meiner Schwester, der als Gast da war: „Wir wissen; und es ist traurig, daß Du Das Deiner Mutter antust.“ Ich steckte ein Stück Brot in den Brot, laute daran und brachte es auch hinunter. Dann sagte ich: „Die Dienstmannswitwe hat einen Viehhaber; die Wohnung ist klein; meine Kammer grenzt an ihr Zimmer; ich kann die Nächte nicht schlafen.“ Dann schwieg ich wieder. Ich sah, wie meine Mutter die Hand vor die Augen legte. Mein Bruder schlug die Augen nieder und sagte leise: „Du hättest Dein Zimmer im Hotel nicht verlassen sollen.“ Ich hob den Kopf und fing leise zu lachen an, ganz leise. Dann lauter; immer lauter. Schließlich sah ich allein an dem großen Tisch und schüttelte mich vor Lachen. Alle waren von ihren Stühlen aufgestanden und hatten sich in den Salon begeben. Alle Thüren um mich waren zu. Das Stubenmädchen kam aus der Küche herein, sah sich verwundert um und ging hinaus. Ich sah noch, ich glaube, fünf Minuten lang, da und hatte den Mund voll Brot. Aus dem Salon hörte ich Etwas wie unterdrücktes Schluchzen, dazwischen aufgeregte Worte. Mich überkam das heftige Gelächter, die Gesichter der Dienstleute zu sehen, der Köchin, des Stubenmädchens, der Aufwagsmagd. Ich holte mir aus dem Vorzimmer auf Zehenspitzen meinen Hut und Mantel und ging durch die Küche. Unten war das Thor noch offen. Ich hatte keine Lust, mich in die Dienstmannswohnung zurückzugeben. Ich hatte noch Geld in der Tasche und nichts wäre leichter gewesen, als in einem anständigen Restaurant das Abendessen zu beenden. Aber ich zog vor, in eine Spelunke zu gehen, und goß mir ein Glas Fusel in den abscheulich schwarzen Brei, der hier Kaffee hieß. Ich saß bis Mitternacht. Als ich die Stufen zur Straße hinaufging, hatte ich meinen Plan festgimmert im Schädel sitzen; beschlossen, diese Nacht nicht zu Bett zu gehen und Alles im Kopf bis ins letzte Detail auszudenken, ehe ich den ersten Schritt zur Ausführung wage. Ich ging zur Donau hinunter, wo es ganz ruhig war, und dachte u. d. Etwas wollte nicht klappen. Plötzlich kamen mir zwei Männer entgegen. Sie gingen ganz langsam und dicht an mir vorbei. Ich hörte den einen sprechen. Ich erinnere mich genau an jedes Wort. Er sagte: „So hat er angefangen, erst seine Deute vor den Kopf gestoßen, um nichts und wieder nichts; dann deklaffirt er sich aus freien Stücken, treibt sich in Luderhöfen herum und schließlich, — na ja. Ich kann sagen: Recht ist ihm geschehen, mit seinen sieben Jahren Gefängniß. Ich kann für einen solchen Kerl kein Mitleid aufbringen.“

Mein Schulkamerad schwieg jetzt, und sah mich scharf an. „Ich entfame mich“, sagte ich, nachdem ich meine Fassung wiedergefunden hatte. „Ich ging eine Nacht an dem Ufer spaziren. Ich ging mit Kolinsky. Ein Mann kommt uns entgegen. Das warst also Du. Wir sprachen von einem Klienten, den Kolinsky einige Tage vorher ex officio vertheidigen mußte . . .“

„Ja. Recht ist ihm geschehen,“ nickte mein Schulkamerad; „Du reiches, gutherziger Mensch sprachst diese Worte, damals, in der Nacht. Vielleicht hat der Mann mit seinen sieben Jahren Etwas durchzuleiden gehabt, ehe er . . . Einerlei: Recht ist ihm geschehen. Deklaffirt hat er sich. Also ich habe Dich gleich erkannt,

obwohl nur vom Wasser her ein Wenig Licht kam. Euch zu folgen, zu hören, was Ihr weiter sprechen würdet; dazu fehlte es mir an Kraft. Zu den Knieen war mirs ganz weich geworden. Ich schleppte mich zu den Kassetten, die hinunter zum Wasser führen. Mein ganzer Plan hatte einen Stoß bekommen. Nämlich: mir war Wehliches schon einmal begegnet. Zu Afrika. Ich schlich an einem Offizierzelt vorüber, bei Nacht. Ich hatte mit vier Anderen beschlossen, diese Nacht zu desertiren. Die drin im Zelt spielten Karten. Plötzlich sagt Einer ganz laut Etwas, das sich völlig wie eine Antwort auf meinen Gedanken anhört. Ich kriegte es mit der Angst. Die vier Anderen wurden in dieser Nacht erschossen. Meinen Plan wird Niemand je zu hören bekommen. Ich habe ihn aufgegeben, dort auf den Kassetten. Er war offenbar im Wahnsinn gefaßt; es war Blut dabei und das Haubenband einer Amme. Heute bin ich nüchtern und sehe klar, wie noch nie im Leben. Die Nacht und den folgenden Tag bis zur Dämmerung trieb ich mich herum. Dann schlich ich in die Wohnung der Dienstmannswitwe. Sie warf mir meine Siebensachen vor die Füße. Ich sollte meine Woche bezahlen und schauen, daß ich weiterkomme. Die oben hatten ihr gekündigt; in drei Tagen müsse sie fort. Daraus, daß das Weib nur mich beschimpfte, meine Familie aber glimpflich wegstam, folgerte ich, sie müsse eine befriedigende Abfindungssumme bekommen haben. Der Diebhaber saß am Herd und hörte zu. Ich kniete nieder und packte meine Habe schweigend in den Leinwandkoffer. Zwischen den Sachen lag ein Brief. Schrift meines Schwagers. Da die Beiden neugierig zusahen, beschloß ich, den Brief grobhartig ins Herdfener zu werfen, ungeöffnet. Aber ich besann mich: er könnte Geld, einen Check enthalten. Das würde ihnen doch noch mehr imponiren. Ich riß den Umschlag auf; nichts fiel heraus; da warf ich den Brief ungelesen ins Feuer und ging aus meinem Elternhaus.

Vor dem Thor stand ich still. Wohin? Unwillkürlich zogen mich die Füße nach der Richtung unserer Schule, diesem tausendmal gegangenen, tausendmal mit dem Künzel auf dem Rücken gegangenen Weg zu. Da lagen sie vor mir, all die guten Straßen, mit Licht in den Fenstern, hinter den kunstvoll durchbrochenen Vorhängen. Jemand griff mir an die Schulter. Es war der Liebhaber. Da er die nächsten drei Nächte in der Kammer verbringen wollte, in der ich gehaust hatte, könne ich seine Schlafstelle einnehmen, sagte er mir; sie sei hier in der Nähe. Ich nahm an und er führte mich hin. Er war ein hübscher junger Mensch, stark und gutmüthig. Wir waren im selben Alter und schlossen Freundschaft. Er war der Sohn eines Tagelöhners und unterstützte seine Eltern. Er war Tischler und am Abend Billetier im Lustspieltheater. Damit er seine Abende frei habe, versah ich seinen Billetierdienst. Das war meine Gegenleistung. Und da — zwei Tage, nachdem ich mein Heim verloren hatte, in der Stadt meiner Kindheit — sah ich, in einer Livree, die mich an die Parquetthür fesselte, oben in einer Loge des ersten Ranges meine ganze Familie bei einer französischen Postte laden.

Eine Woche später trug ich mich mit der Absicht, mein letztes Geld an ein gutes Abendessen mit Wein in einem feinen Restaurant zu wenden. Ich ging ins „Jägerhorn“. Der Portier wies mich grob ab, denn meine Kleidung war schadhaft. An diesem Abend begann für mich eine Zeit von Erlebnissen, die ich mir in meinen afrikanischen Zelten nicht hatte träumen lassen. Ich lungerte, bei den Markthallen, vor den Wagenschlägen, bei Nachtkaffeehäusern; ich schlief mit den Obdachlosen; beim

Elevator schleppte ich Kornsäcke; verkaufte Abendblätter vor den Fabriken; einmal, in einer Vorstadt, ließ ich mich von einer Dirne mitnehmen, weil ich seit zwei Tagen nichts gegessen hatte. Stellungen zu verlangen, meinen Kopf, meine Arme oder Füße besseren Leuten anzutragen, wagte ich nicht. Wie sollte ich vor-sie treten? Der Jägerhorn-Portier hatte mich abgewiesen. Aber dies Eine höre: nicht ein einziges Mal habe ich die Annoncen der Zeitungen nach meinem fettgedruckten Taufnamen durchgesehen; und vor den Straßen, die mein Bruder und mein Schwager auf dem Weg nach ihrem Bankbureau passieren mußten, täglich, zu sicheren Stunden, denn ich wußte, sie hielten ihre Amtszeit strickt ein, vor den Straßen machte ich einen weiten Bogen, wenn ich in der Gegend war. Bei Alledem arbeitete mein Kopf sieberhaft. Das Problem: wie mich ernähren, wie nur oben bleiben, kostete das Räderwerk mehr Umdrehungen, als es werth ist. Einmal war ich darauf verfallen: die Dienstmannswitwe in ihrem neuen Quartier aufzusuchen, meinen Antheil an der Abfindungsumme zu fordern; ich hatte ein Recht darauf. Das stand fest. Dann, dachte ich, wird sie ja um diese Zeit auch allein sein. Ich gab es auf. Die Bestie war gewalthätig. Und mit der Polizei . . . Es war schon ein Auskunftsittel; aber verkrüht. Bei all dem Forschen nach der Ursache meines Elends fiel ich immer wieder auf die eine: der verfluchte Portier war an Allem schuld. Das wars, was mir den Rath genommen hatte, mich vor Leuten meiner Gesellschaftsklasse zu zeigen. Denn die reine materielle Noth tötet nicht, sondern erhöht die Empfindlichkeit in einem so veranlagten Menschen. Vielseicht war im Grunde auch Dies nur die Ursache, weshalb meine Familie nichts von mir zu bestrafen brauchte. Aber der verfluchte Portier war ein Genosse meines jetzigen Standes und an ihn mußte ich mich halten. Das stand mir fest. Im Uebrigen wurden meine Gedanken nachgerade vag und unsicher. Mein Gehirn verlor sich in ein Gewirr wie von Schlingpflanzen, obwohl es doch oft genug, im Ausland, damals in London, in Afrika gar, Zeit und Anlaß gehabt hätte, sich zu akklimatisiren. Doch ich war mit Hoffnungen heimgekehrt, hatte einige Abende lang an einem gedeckten Tisch unter einer vertrauten Lampe mitgegessen. Es fiel schwer. Als ich mit einer wohlhabenderen Reihe von Erwägungen zu einem Ende gelangt war, ging ich, ruhig und besonnen, ins 'Jägerhorn' und verlangte, den Portier zu sprechen. Der Lohndiener sagte mir Bescheid. Der Portier war wegen ungebührlichen Betragens gegen die Gäste vor einigen Tagen entlassen worden. Ich dankte und ging. Meine Kleidung war sehr, sehr schlecht, aber der neue Portier öffnete mir die Thür, als ich hinausging. Draußen wurde mir weich und weh; ich weinte, seit Jahren wieder einmal, ich weinte und schüttelte mich vor Zorn und Ohnmacht. Dennoch: ein Hauch der großen Gerechtigkeit war mir ja wieder entgegengeweht, — und ich hatte ihn so lange nicht mehr ver-püet. Bald fand ich meine Besonnenheit wieder. Also dieser Lölpel, dieser fortgejagte Küssel hatte mein Selbstgefühl zu untergraben vermocht! So kinderehend und hilflos war ich geworden, daß der erste beste Lämmel mein Leben in eine Bahn stoßen konnte, auf der ich jetzt immer haltloser vorwärts, abwärts gegliitten war! So unsicher zu sein! Keiner Gesellschaftsklasse mehr anzugehören, nicht der einen von Geburt her, nicht der anderen von Lebens wegen!

Du, der Du Karriere gemacht hast, sicher und unabhängig bist, Dich nicht zu schämen brauchst, den Menschen frei ins Gesicht zu schauen, Du wirst nicht verstehen, was ich empfunden habe, als ich mit gesenktem Kopf durch die Straßen

ging. Dem Schmach sah mir im Gesicht und ich schaute nicht vom Boden auf. Ich sah nicht, wußte nicht, wo ich ging. Ich stieß an Menschen, an Säume, wäre fast überfahren worden. Leute, die mir entgegenkamen, an mir vorbei gingen, hielten mich für einen Betrunknen. Feine Frauentische machten einen weiten Bogen um mich; grobe Stiefel kamen ganz nah vorbei; ich taumelte, denn ich wurde gestoßen, im Dialekt meiner Vaterstadt wurde ich, ihr Kind, roh beschimpft. Aber es war gut, so zu gehen. Nicht die Menschen zu sehen, sie nur zu hören. Die Klaffen widerten mich ja an; viel wahrhaftiger gaben sich die Menschen, hörte man sie nur, hörte sie ein Ulenber, von dem sie doch weder Gutes noch Böses zu erwarten hatten. Das Wertwürdigste ist, daß ich Manches hörte, was auf mich Bezug hatte. Hier und dort hörte ich etwas Wissenswerthes, das mir jetzt erst Aufschluß über meine äußere und innere Existenz gab, Aufschluß sogar über zweifelhafteste Dinge, die mir im Moment durch den Kopf gegangen waren. Ganz schlau dachte ich erst, diese Dinge mir zu Nutzen zu machen. Da sprachen zwei Leute von einem Plan, den ich lange schon gehegt hatte. Ich lief, um zuvorzukommen, und nur die Unsicherheit meines Auftretens hinderte mich, das Vorhaben auszuführen, das ja doch nur auf mich Bezug hatte. Ueberall waren Stellen besetzt, als ich mich meldete, Bauten gerade beendet, Transporte soeben abgegangen, Uebersetzungarbeiten vergeben; denn ich trug kein Bedenken mehr, mich Hoch und Nieder anzutragen. Seit dem Erlebnis im 'Jägerhorn' nicht mehr. Einmal war ich nah daran, zum Militär zu gehen, weil zwei sabelkrassende Weinepaare mich gefreist hatten; aber ich bedachte mich noch rechtzeitig. Dieser Stand ist doch zu dicht bei der Polizei. Das wollte ich mir doch fürs Ende aufsparen. Als ich eine Weile mit knurrendem Magen so herumgerannt war, sah ich ein, daß all diese Bemühungen zu keinem Ende führten. Was half's denn, daß Alle ringsum meinen Fall besprachen, wenn sie doch nichts Wichtiges für mich ansfindig machen konnten? Ich sah ein, daß all die Leute eben so jämmerlich unsicher durchs Leben stolperten wie ich. Nirgends Etwas zu fassen. Nirgends haltbare Zustände. Ueberall Vermuthungen, so dünn wie Spinnengewebe; ein jämmerliches Herumtappen. Dies — so sonderbar es klingt — gab mir meinen Muth zurück. Ich hing an, jetzt wieder mit erhobenem Kopf durch die Menschen zu schreiten. Da war ja noch Etwas, das mich ihnen gleichstellte, vielleicht sogar über sie erhob. Ich gehörte keiner der Klaffen mehr an, in deren Enge sie sich ihr Leben lang herumzuschlugen. Ich stand über Allen, kraft meiner Verlassenheit. Und ich machte nun das Experiment, ob ich mich auch als den Stärkeren erweisen würde.

Ich versuchte, für Alle zu denken. Ich will Dir Das erklären. Ich dachte intensiv über irgend einen Punkt, der mich berührte, über eine brennende Existenzfrage nach und horchte dann hin, was die Leute dazu sagen würden. Hörte auch wirklich, was die Leute auf der Straße dazu sagten."

Draußen vor der Thür war ein Geräusch vernnehmbar. Mein Schulkamerad wandte den Kopf, warf ihn dann in den Nacken und schrie mit Weiberstimme zur Zimmerbode hinauf: „Herr Doktor, er ist ja verrückt, der Mensch, den Sie zu nachtschlafender Zeit zu sich hinein gelassen haben!“ Darauf sah er mich an und lachte leise: „Das denkt sich Deine Magd nämlich in diesem Augenblick.“

Ich machte eine Geste, doch mein Schulkamerad legte seine feuchtkalten Finger auf meine Hand und drückte sie hinunter.

„Keine Ungeduld: gleich bin ich zu Ende. Und auch, weshalb ich zu Dir kommen mußte, wirst Du sogleich erfahren. Alle Leute auf der Straße beantworteten meinen heimlichen Gedanken. Ist man erst so weit, daß man sich über alle Menschen erhoben hat, so ist Das unausbleiblich. Auf hundert Meter Entfernung konnte ich mir genau die Worte vorsagen, die zwei Menschen in dem Augenblick sprechen werden, da sie an mir vorüberkommen. So mußte es ja geschehen, denn es stand im Zusammenhang mit meinen Gedanken. Ich ging herum und wußte. Denke Dir diese Ranie, zu wissen, Mittelpunkt zu sein. Das war also das Ergebnis aller Leiden gewesen. Die Krone muß erkämpft werden. Was war ich damals doch für ein Schwächling gewesen, auf den Kaiserufen bei Nacht! Zufällige Dinge schlugen an mein Ohr wie Wind: jezt hatte ich den Zufall in meine Gewalt gebracht. Wer Das erreicht hat, macht die Geseze. Alles, was draußon vorging, stand unter meinem Geseze, unter dem Geseze meines Geschides. Nun bin ich bald fertig. Ich sagte: stand; denn ich habe die Herrschaft aus meinen Fingern verloren. Wie Das kam? Irgeudwie hat meine Familie Kenntniß von dem Aufschwung erhalten, den ich genommen hatte; ich war auch gar nicht erstaunt, als heute morgens in mein sorgsam geheim gehaltenes Quartier ein Brief geflogen kam. Handschrift des Schwagers. Hier. Dies.“

Ich nahm das Papier aus der Hand meines Schulkameraden und las: „Dein Bruder ist krank. Seit Du von Hause fort bist, bildete er sich ein, Du verfolgest ihn wegen der Stube, die er jezt bewohnt. Oft schrie er nachts aus dem Schlaf so laut auf, daß Deine Mutter im vierten Zimmer davon erwachte. Gestern nach Mitternacht lief er, von einem Alb gehest, im Hemd auf den Korridor und schrie in den Hof hinunter, Jemand sei unter seinem Bett verborgen und wolle ihm ans Leben. Das ganze Haus lief zusammen. Er stand da und klapperte mit den Zähnen. Am Morgen ordnete der Arzt an, er solle unverzüglich ins Krankenhaus gebracht werden, nur fort, um jeden Preis fort aus dem Zimmer, in dem er wohne. Er liegt im Krankenhaus. Deine Mutter ist bei ihm. Er ist sehr krank. Du kannst heimkehren. Dein Zimmer ist frei.“

Ich faltete das Blatt und wagte nicht, meinem Schulkameraden ins Gesicht zu blicken. Als ich die Augen zu ihm hob, sah der elende Mensch da und seine dünnen Wangen, sein ungepflegter Stoppelbart waren naß von Thränen. Ich beobachtete sein Gesicht, Hände, Haltung und erkannte die Symptome. Ehe ich zu Worten kam, sprach er wieder. „Das ist also das Ende. Ich bin nicht mehr Herr über die Andern, weil ich meine Herrschaft über mich verloren habe. Im Grunde sind wir vielleicht weiter nichts als mehr oder minder verrückte Mutterjöhne: was weiß ich? Gewiß ist nur: Die da draußon, auf den Straßen, reden und reden Zeug, das mich nicht mehr angeht. Um mich ist's geschehen, denn ich weiß nichts mehr. Darum bin ich zu Dir gekommen; jezt. Du hast mir damals als Erster geholfen, am Donauufer; hilf mir auch jezt! Du bist der Einzige, der mir helfen kann, in diesem Augenblick, denn Du bist der Einzige, von dem ich noch glaube, er könne mir helfen!“

„Ich werde Dir helfen,“ sagte ich und ergriff seine Hände. „Du bist krank, Freund, aber ich will Dich gesund machen. Du bleibst bei mir; ich habe ein Zimmer für Dich und gesunde Nahrung; die fehlt Dir und die sollst Du haben.“

Er schüttelte den Kopf und riß seine Hände los. „Güte!“ schrie er auf und lief hastig durch das Zimmer. „Das ist das Einzige, wozu Ihr mittelmäßigen Menschen Euch noch anfragen könnt. Güte! Zu spät. Was fange ich heute mit ihr an? Anderer Dinge wegen bin ich zu Dir gekommen. Obdach, Essen! Bin ich ein Thier? Ich war was Anderes, als ich ohne Obdach und ausgehungert herumliefe, diese Tage. Das darfst Du mir glauben. Kein Thier; mehr als ein Mensch. Ich suche Hilfe bei Dir und Du denkst, ich ließe mich mit Obdach und Nahrung abfinden!“

Ich überlegte. Was war da zu thun? Wir schwiegen Beide. Durch die Milchglascheibe der Thür konnte ich Kathrins angepreßte Hande sehen. Es war einige Minuten lang still im Zimmer. Am Ofen in der Ecke saß der elende Mensch, gebrochen von der Erregung, in die ihn die letzten, gebrüllten Worte geworfen hatten. Auf der Straße, vor meinem Fenster, kamen und gingen Leute. Von Zeit zu Zeit drang ein lautes Wort in die Stille und lag fest zwischen uns Beiden und der Hórcherin.

„Ich habe einen Ausweg gefunden“, begann ich und stand auf. Aber mein Schulkamerad hatte plötzlich den Kopf gehoben und flüsterte: „Still . . . Still!“ Mit aufgerissenen Augen und hoch hinaufgezogenen Brauen horchte er zum Fenster hin. Ich konnte nichts hören. Auf Zehenspitzen war er ans Fenster gegangen. Kathrin hatte sacht die Thür geöffnet und stand bleich vor Entsetzen da. Nach wenigen Sekunden waren von der Straße her Schritte zu hören. Sie kamen näher, kamen bis vor's Haus. Ein paar Stimmen riefen Etwas in die Luft.

„Das sind nur die Studenten“, sagte ich; „fast jede Nacht wiederholt sich nun seit Wochen. Sie schreien zu einem Kollegen in den dritten Stock hinauf, ob er in ihre Kneipe mitkommen will!“

Mein Schulkamerad hatte das Ohr an die Scheibe gedrückt und stieß mit der Faust zornig nach hinten, als fordere er Ruhe.

„Du da oben! Kommt Du endlich?“ riefen die Studenten.

„Du da oben!“ flüsterte mein Schulkamerad.

„Wir sind zu Vieren; bei Rogel steht eine Kufe voll Wein; herunter mit Dir! Hörst Du?“

„Bier sinds, Stufen, vier steinerne Stufen vom Kai hinab . . . Gleich . . . gleich komme ich!“ Er blickte in die Stube zurück. Sein Gesicht hatte den Ausdruck gewechselt. Die Worte kamen, frohlockend fast, aus einem Gesicht, das leuchtete. „Sogleich, gleich bin ich unten!“ rief die Stimme aus dem dritten Stock herab.

Sein Hut und Mantel lag auf dem Fußboden, neben dem Stuhl, auf dem er gesessen hatte. Mit einem Satz war er an Kathrin vorbei. Unten hörte ich das schwere Thor in den Angeln kreischen.

Ich riß das Fenster auf: „Felig!“ schrie ich, so laut ich konnte. Die vier Studenten wichen zurück und sahen dem Heimenden nach. Fort hüßte er, in der Richtung des Stromes. An der Ecke war er verschwunden.

„Felig!“ schrie ich noch einmal.

Kathrin kam, schloß das Fenster und bekreuzte sich. Die Thür stand offen. Aus der Küche tönte ein einzelner Ruf der alten Schwarzwälderuhr herein.

Arthur Holiischer.



## George Eliot.

Die fruchtbarste und erfolgreichste englische Romanschriftstellerin des viktorianischen Zeitalters, George Eliot (Mary Anne Evans), stand dem größten Philosophen dieser Epoche, dem am zehnten Dezember 1903 aus dem Leben geschiedenen Herbert Spencer, viel näher, als man auf Grund der bisher bekannten Zeugnisse annehmen dürfte. Erst die im Frühjahr 1904 veröffentlichte Autobiographie Spencers giebt uns vollen Aufschluß über Entstehung und Artung dieses Verhältnisses, das für beide Theile beglückend und erspriesslich war. Jenseits der mit der ihr eigenen vorlauten Beschüffelungslust, Spencer liebe Miss Evans und wolle sie heirathen. In Wirklichkeit handelte es sich, wie die Autobiographie jetzt zeigt, um ein Freundschaftsverhältniß des Philosophen zur Dichterin, wie man es inniger und zarter nicht leicht ersinnen kann. Man weiß, daß George Eliot die Herzogsfreundin von George Henry Lewes, dem Biographen Goethes und angesehenen Historiker der Philosophie, war. Lewes und George Eliot setzten sich über das Jäheln aller Lasterzungen mit einer Souverainetät hinweg, die das vielbesprochene und vielverleumdete Verhältniß adelte. Herbert Spencer gleitet in seiner Autobiographie mit einer Zartheit und Delikatesse des Empfindens über dieses Verhältniß hin, die um so angenehmer auffallen und von dem widerlichen Behagen anderer Schilderer dieser Beziehungen abstecken, als Spencer offenbar eine tiefe Neigung für Miss Evans hegte, aber die jealösen Prioritätsrechte seines Freundes Lewes achtete. Spencer veräußert keine Gelegenheit, George Eliot, wo es nur immer angeht, in seine Autobiographie einzuflechten. Mit Genugthuung hebt er mehrmals hervor, daß er ihr die Anregung zur epischen Dichtung gegeben habe, und im zweiunddreißigsten Kapitel berichtet er mit inniger Befriedigung, wie die Eliot ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit anvertraut habe, sie sei seinem Rath gefolgt und arbeite jetzt an ihrem ersten Roman.

In Gemeinschaft mit meiner Tochter, stud. phil. Helene Stein, gebe ich (im Verlag von Robert Luz in Stuttgart) Weihnachten den ersten Band der autorisirten deutschen Uebersetzung dieser Autobiographie heraus. Im Einverständnis mit Herrn Harden lasse ich hier ein paar Absätze aus dem ersten Band — das Kapitel heißt „Ein verlorenes Jahr“ — folgen.

Bern.

Professor Dr. Ludwig Stein.

Ich erwähnte schon öfters den Namen von Miss Evans, die damals noch wenig bekannt war, heute aber weltberühmt ist. Meine Bekanntschaft mit ihr geht auf den Hochsommer 1851 zurück. Bei Chapmans lernte ich sie kennen. Sie besuchte oft die Ausstellung und verhandelte damals mit der Westminster Review, der sie Beiträge liefern sollte. Unsere Beziehungen waren schon gegen Ende 1850 freundschaftlich gewesen. Wie wir zu der Zeit, von der ich jetzt spreche, standen, zeigt ein Brief, den ich im April dieses Jahres an Gott schrieb: „Ich stand in letzter Zeit in freundschaftlichem Verkehr mit Miss Evans, von der ich Dir sagte, daß sie die Uebersetzerin von Strauß und die geistig höchststehende Frau ist, die mir jemals begegnete. Die



Größe ihres Geistes, ihre Weiblichkeit und persönliche Eigenart fesselten mich den ganzen Abend an ihre Seite.“ Als ich diesen Brief schrieb, boten sich mir noch andere Gelegenheiten, mit Miss Coans zusammenzutreffen. Von meinen Freibillets für die italienische Oper und andere Theater machte ich nun mehr als je Gebrauch; denn ich hatte das Vergnügen, Miss Coans zu begleiten.

Ihr Aeußeres hatte wohl Etwas von der Männlichkeit, die ihrem Intellekt anhaftete. Sie war nur von mittlerem Wuchs, aber kräftig gebaut. Der Kopf war größer als sonst bei Frauen; auch hatte er eine Eigenschaft, die ihn von anderen Köpfen merklich unterschied: die auffallend regelmäßigen Umrisse. Die meisten Köpfe weisen entweder flache oder konkave Stellen auf. Ihr Kopf dagegen war gleichmäßig konvex. Das Gesicht, dessen Ausdruck in ruhigen Momenten höchst reizvoll war, erschien wie umgewandelt, wenn sie lächelte. Das Lächeln vieler Menschen bedeutet einfach Heiterkeit. Mit ihrem Lächeln aber verband sich gewöhnlich ein Ausdruck von Sympathie, entweder für die angelächelte oder für die mitslachende Person. Ihre Stimme war ein ziemlich starker Kontraalt. Ueber diese Stimme müßte ich eigentlich Genaueres sagen können, weil wir damals oft zusammen sangen. Aber durch ihre Gewohnheit, den Ton zu dämpfen, kam ihre ganze Kraft kaum jemals zur Geltung. Ihre Stimme klang immer sanft.

Als sie ihren Kinderglauben verloren hatte, fühlte sie Jahre lang einen Zwiespalt in ihrem Geist. Aber diese Wallungen schwanden; ihre Natur rang sich zur Harmonie durch. Ihre stete Selbstbeobachtung versetzte sie manchmal in üble Laune. Ein einziges Mal nur sah ich sie heftig; sie wars nicht ohne Grund, aber sie wars im Uebermaß. Wenn sie sich auch in ihrer Gewissenhaftigkeit und Gerechtigkeit über jedes Unrecht aufregte, so war sie doch duldsam gegen menschliche Schwächen und immer zur Verzeihung bereit. Vieß sie sich zu einem vorschnellen Urtheil hinreißen, so kam es vor, daß sie Abbitte leistete. Aus diesem Zug schließe ich, daß sie beständig ihren Fehlern nachforschte. Einst klagte sie über quälendes Doppelbewußtsein: Alles, was sie sage und thue, sei bei ihr von Regungen der Selbstkritik begleitet. Natürlich bewirkte diese Eigenschaft Selbstuntererschätzung und Mangel an Selbstvertrauen.

Die meisten regen Geister scheinen, mehr oder minder deutlich, die Anzeichen eines Doppelbewußtseins zu spüren. Das eine Bewußtsein beobachtet, so zu sagen, das andere, lobt oder tadeln. Verschiedene überzeugende Fälle haben mich in den letzten Jahren bestimmt, die „Dualität des Geistes“ anzunehmen, insofern sie die Fähigkeit der beiden Geisteshemisphären bedeutet, unabhängig von einander zu wirken. Im Traum bin ich oft Phänomenen begegnet, die sich durch keine andere Annahme erklären lassen; und eine Erfahrung gab dann den Ausschlag. Als ich eines Morgens erwachte, war ich meines Bewußtseins mächtig genug, um mit Sicherheit zu konstatiren, daß ich wach

sei. Dennoch träumte ich weiter; und das wache Bewußtsein beobachtete eine Weile mein Traumbewußtsein. Noch manches Beispiel wäre anzuführen, das beweist, daß die beiden Gehirnhemisphären getrennt funktionieren. Daß eine begrenzte Spezialisirung stattfindet, ist bereits von Anderen erwiesen worden. Mir scheint jedoch, daß noch eine weitere Spezialisirung bestehen muß. Vielleicht besorgt die eine Bewußtseinshemisphäre die einfacheren, die andere die komplizirten Gedankenassoziationen; dann würden beide Sphären sich in die Arbeit theilen. Kann es nicht ein bicerebrales Denken geben, wie es ein binokulares Sehen giebt?

Vielleicht machte solche Anlage es Miß Coans schwer, ihre Fähigkeiten und Kenntnisse schnell zu voller Geltung zu bringen; allmählich erst vermochte man sie zu entdecken. Miß Coans besaß ein sehr starkes Gedächtniß und die Gabe rascher Auffassung. Ihre schöpferische Phantasie, die Gestalten schuf und Seelen entblöhte, war im Alltagsleben nicht so bemerkbar. Ihre spekulative Begabung neigte zum kritisch-analytischen mehr denn zum synthetischen Denken. Immerhin mußte ihr philosophischer Geist auffallen. Ich habe wenige Menschen gekannt, mit denen ich mich so gut über philosophische Fragen unterhalten konnte. Die Begabung für abstraktes Denken verbindet sich beim Manne nur selten mit der konkreten Darstellung. Unter Frauen vollends wird man nicht oft eine finden, die, wie sie, Beides verband.

In früheren Tagen mochte sie wohl manchmal lebhaft gewesen sein. Seit ich sie kannte, war sie es nicht mehr; und nur selten auch war sie zum Witz, zum Humor gestimmt. Der Hauptzug ihres Wesens war Gleichmuth. Sie verbarg schein jede Gemüthsbewegung, jede Spur geistiger Anstrengung. Ihre Kraft schien immer latent zu bleiben. Was sie an Gedanken aussprach verrieth große und mühelos produzierende Intelligenz. Solcher Fähigkeit mußte sie sich bewußt sein; dennoch fehlte ihr alles Selbstvertrauen. Mußte sie eine abweichende Meinung äußern, so that sie es oft in halb apologetischer Art. Ihr Mangel an Selbstvertrauen war wohl auch schuld daran, daß sie damals meinen Rath, Romane zu schreiben, nicht befolgte. Ich fand in ihr alle zu solchem Werk nöthigen Eigenschaften vereint: scharfe Beobachtungsgabe, auffallende Kraft der Analyse, eine ungewöhnliche Fähigkeit, sich rasch in den Geisteszustand Anderer zu versetzen, das große Mitleid, Witz und Humor, endlich eine umfassende Bildung. Sie selbst aber traute der Kraft nicht.

Im Lauf des Frühjahres kamen wir auf Comtes Philosophie positive zu sprechen und auf ihre Anregung las ich die einleitenden Kapitel, die Exposition. Das war keine leichte Aufgabe für mich. Meine Sprachkenntniß reichte allenfalls zum Durchblättern von Romanen (in denen ich sprachlich schwierige Stellen übersah), nicht aber für diesen Zweck. Ich kann mich nicht mehr erinnern, wie ich damals über Comtes Lehre von den drei Sta-

dien, dem theologischen, dem metaphysischen und dem positiven, dachte. Ich hatte mich noch nie mit diesem Gegenstand beschäftigt und verhielt mich daher weder ablehnend noch zustimmend. Doch über Comtes Klassifikation der Wissenschaften hatte ich mir sofort eine eigene Meinung gebildet: ich lehnte sie ab. Miss Coans war sehr erschaut; ihr war diese Klassifikation unansehnlich erschienen. Ungern nur ließ sie sich zu einer Auseinandersetzung herbei und sprach später, da mein Standpunkt von ihrem weit so entfernt war, überhaupt nicht mehr von Comtes Philosophie.

Da man uns so oft zusammen sah, stellten die Leute Vermuthungen an. Gewöhnlich genügt der Welt eine ganz geringe Wahrscheinlichkeit, um daraus positive Schlüsse zu ziehen; hier lag große Wahrscheinlichkeit vor; und so wurde denn behauptet, ich sei in sie verliebt und werde sie bald heirathen. Beide Vermuthungen waren falsch.

Eines Tages — ich glaube, wir sprachen von meinen Social Statics — äußerte sie ihr Staunen darüber, daß ich, der doch so viel denken müsse, keine Runzeln auf der Stirn habe. Vielleicht, antwortete ich, kommts daher, daß ich mir den Kopf nie zerbrach. Da rief sie: „Solche Vermessenheit ist mir noch nicht vorgekommen!“ Ich bat sie, erst zu hören, wie ichs meine. Die Art meines Denkens erfordere eben nicht die konzentrierte Anstrengung, die dem Denker die Stirn runzelt. Ich habe mich nie an ein einziges Problem gemacht und so lange geirrt, bis die Lösung gefunden war. Wenn ich von Zeit zu Zeit zu Schlüssen gelangte, waren's nie Antworten auf kurz vorher gestellte Fragen, sondern mühelos erreichte Endergebnisse von Gedanken, die allmählich aus einem Keim hervorgewachsen waren. Ich merkte mir eine Thatsache, wenn ich las oder direkt beobachtete. Ich hatte einen gewissen Sinn für die Bedeutung solcher Beobachtungen. Sie schienen mir nicht etwa sofort allgemein gültig; doch Instinkt und Interesse trieben mich zu Thatsachen von allgemeiner Geltung. Ich konnte, zum Beispiel, über den Bau dieser oder jener Gattung von Säugethieren lesen, ohne daß mir ein bestimmter Eindruck davon zurückblieb; stieß ich aber auf die Thatsache, daß die Säugethiere — selbst so ungleichartige wie Walfische und Giraffen — fast ausnahmslos sieben Nackenwirbel haben, so fiel mirs auf und blieb im Gedächtniß haften. Solchen generellen Wahrheiten hing ich dann, nach der Art meiner Begabung, manchmal eine Weile nach und prüfte ihre Tragweite. Acht Tage später wurde ich vielleicht wieder daran erinnert. Neues Nachdenken folgt, neue Erkenntniß; neue Beispiele stellten sich ein. Wieder vergeht eine Weile. Wenn ich mir dann Rechenschaft über meine Beobachtungen ablege, erweitert sich der Gedanke, die Beispiele häufen sich, eine Generalisation wird möglich, aus verschwimmenden Umrißen entsteht ein fester Begriff, entsteht, ohne bewußte Absicht und ohne merkliche Anstrengung, eine zusammenhängende Theorie. Meine Gedanken

entwickelten sich wie von selbst, schritten, ohne daß ich sie vorwärts drängte, von Stufe zu Stufe. Darum fand Riß Coans auf meiner Stirn keine Runzeln. Und als wieder drei Jahrzehnte in ernstler Gedankenarbeit verstrichen waren, war meine Stirn noch immer fast ungefurcht. Herbert Spencer.



## Das alte Dorf.

**A**m Abhang, wo die Felder sich zum Strom niederbreiten, liegt ein reiches Dorf mit großen Höfen. In jedem Hof gehört Stallung, Schuppen und Tenne und auf jedem Gehöft sitzt ein wohlhabender Bauer mit Familie und Vermögen. Schöner ist kein Dorf in ganz Norrland. In gewaltigen Linien erhebt sich dahinter der Lannenwald. Im Winter faukelt an seinem Himmel das Nordlicht, im Sommer steht die Sonne, ohne unterzugehen, am Firmament und treibt die Saat aus der Erde empor.

Geschlecht auf Geschlecht hat in diesem Dorf gelebt und nur Wenige von denen, die hier geboren sind, haben den Weg hinaus gesucht. Und von draußen gekommen sind auch nur die Frauen, die sich die Männer heimgeholt haben. Nach und nach, als die Zahl der Menschen wuchs, ward waldwärts und stromwärts, auf und ab, neues Land urbar gemacht. Alter Brand hat sich im Dorf erhalten, und wenn Zwei in Zwietracht leben, so wird die Sache vom Ältesten geschlichtet. Keiner will, daß Dorfangelegenheiten von Fremden abgehandelt werden.

Aber rings im Land geht eine Sage, wie einst das erste Haus im Dorf erbaut ward. Niedrig und unscheinbar soll es gewesen sein, und wo es gestanden hat, erhebt sich jetzt ein hohes Gebäude mit vielen Stuben, von denen nur wenige benutzt werden. Das Haus liegt unten am Hang, zunächst am Strom, und von der Treppe aus kann man die Wirbel in dem tiefschwarzen Wasser sehen, wenn der Strom hoch geht.

Dies ist die Sage, die erzählt wird:

In alten Zeiten — viele hundert Jahre sollen seitdem vergangen sein — entbrannte ein junger Mann in Liebe zu einem Mädchen, das reicher und vornehmer war als er selbst und das ihm die Eltern deshalb nicht zur Frau geben wollten. Die beiden jungen Leute liebten aber nicht von ihrer Liebe; offen und im Geheimen suchten sie einander. Und als die Mittsommerionne flammte, saß das Mädchen einsam auf dem Säter. Der Geliebte besuchte sie dort und sie vermochte nicht, ihn gehen zu heißen. Zehn Tage und zehn Nächte lang ging die Sonne nicht unter, und als sie endlich zu sinken begann und die Dämmerung wieder fiel, hatte das Mädchen Zeit, an all das Geschehene zu denken. Und als der Geliebte sie verlassen hatte, weinte sie die langen Abende hindurch und hörte, wie um sie der Wald klangte.

Als es Herbst ward, merkte der Vater, daß die Tochter sein Verbot übertreten hatte. Der Winter verging, ohne daß er zu ihr sprach oder sich irgend Etwas merken ließ. Denn das Mädchen war sein einziges Kind und er liebte es sehr. Darum ergrimmte er auch. Und als das Kind geboren war, sagte er zu ihr: „Nimm Dein Kind und geh aus meinem Haus! Das Kind, das Du geboren hast, ist Deine und meine Schande und findet kein Obdach bei mir.“

Die Tochter blickte den Vater an und begriff, daß sie keine Gnade zu erwarten habe. Rathlos nahm sie ihr Kind auf den Arm und ging in das Haus, wo der Mann wohnte, der des Kindes Vater war. Dem sagte sie des Vaters Worte. Sie hatte nichts bei sich als das Kind und ein Bündel, in das sie, mit dem einzigen Buch, das sie je gelesen, ihre Kleider gepackt hatte. Der Mann nahm den Knaben auf seine Arme, küßte ihn und lachte. Er führte sie hinein und war glücklich. Denn er hatte zuvor getrauert, weil er der Geliebten in ihrer Noth nicht nah sein konnte.

Am folgenden Tag nahm er sein Bißchen Habe und schnallte es auf sein Pferd. Büchse, Werkzeuge und Kessel, eine warme Decke und einen Schlaffack aus Fell. „Hier können wir nicht bleiben“, jagte er. Das Weib verstand ihn. Und sie wanderten mit einander aus, hinweg durch die Wälder. Das Weib saß mit dem Kind im Arm auf dem Rücken des Pferdes, das der Mann am Zügel führte. Wenn das Thier müde war, stieg sie ab und ging, während der Mann das Kind auf den Armen trug.

Es war zeitig im Frühjahr; die Nächte waren kühl. Sie wanderten nordwärts und errichteten ihr Lager auf nacktem Feld. Am siebenten Tag gelangten sie zur Stromebene, wo jetzt das Dorf liegt. Im Sonnenglanz lag vor ihnen der Strom; am Hang erblickten sie eine Wiese, auf der das Gras zu grünen begann. Da hob der Mann die Last vom Rücken des Pferdes und sagte: „Hier wird Gott uns eine Heimath schenken. Hier verachtet uns Keiner.“

Dem Weib erschien es in diesem Augenblick, als habe sie das Selbe gedacht, und es kam ihr vor wie ein Glück, daß die Menschen sie ausgestoßen hatten. Als der Mann einen Reihighaufen zusammengetragen hatte, machte das Weib Feuer; und unter freiem Himmel stieg der Rauch auf vom ersten Herd, an dem zwei Menschen in der Wildniß zusammen saßen. Das Kindchen schlief am Feuer. Wieder flammte die Sommerjonne über dem Glück der Zwei, und wo keine bösen Worten sie erreichten, sühnten sie keine Sünde. Und als der Herbst kam, stand am Strom eine Hütte und im Eckhρανt über dem Renuthierfell lag das einzige Buch.

Sechs Söhne erwuchsen dem Paar in der ersten Hütte, sechs Söhne, deren jeder sein Land bebaut und sich ein Weib nahm. Von ihnen stammen die Bewohner des Dorfes an dem Stromufer, über dem der Wald so dicht steht. Es ist lange her, seit Dieses geschah. Vergessen sind die Namen der Weiden, die mit einander in die Wildniß wanderten, um dem Fluch zu entfliehen. Die aber im Dorf am Stromufer wohnen und bauen, sind Kinder ihrer Liebe und ihrer Kraft.

So meldet die Sage.

Kritb.

Gustaf af Geijerstram.



## Selbstanzeigen.

### Der neue Kurs in der Philosophie. Wiener Verlag.

Ich habe in meiner kleinen Schrift versucht, von der Erkenntnistheorie ausgehend, über sie hinauszufragen, ohne in die Metaphysik zu verfallen. Ein solcher Versuch auf rein psychologischem Wege, ohne Zuhilfenahme allgemeiner Konstruktionen, ist meines Wissens bisher nicht unternommen worden. Bisher gab es nur reine Erkenntnistheorie ohne allgemeine Philosophie oder allgemeine Philosophie ohne Erkenntnistheorie. Die Kant-Zeier hat neben vielen unerfreulichen Dingen auch eine erfreuliche Erscheinung gezeitigt: der Kritizismus rückte wiederum in den Vordergrund. Aber der Kritizismus bedarf um so dringender einer Revision, als jetzt von verschiedenen Seiten der Ruf erschallt: „Zurück zu der Philosophie vor Kant!“ Das heißt: Zurück zu Spinoza und Leibniz, wiederum hinein in die alte Metaphysik und Dogmatik. Dagegen muß Stellung genommen werden. Im Kampfe gegen die verführerischen Künste der metaphysischen Betrachtungsweise genügt Kant nicht mehr. Zurück also zu Hume. Dies Zurück ist aber zugleich ein Vorwärts. Wer sich zu Hume bekennt, bekennt sich auch zur immanenten Philosophie, zu Kaufmann und Schuppe, zu Mach und Avenarius. Aber auch Das genügt nicht. Die

„Erkenntnistheorie zündet rann'ung ungeschwungen deroen; aber man rann'ch' vorjem Fundament weiter bauen. Nicht allein künstlerische, sondern vernunftgemäße Erwägungen zwingen uns, Fragen aufzuwerfen, die weder der formale Kritizismus Kants noch der analytisch-monistische Kritizismus Humes beantworten kann. Uebererkenntnistheoretische Probleme tauchen auf, philosophische Probleme, die die Erkenntnistheorie nicht lösen kann und die dennoch aller Metaphysik bar sind. Auf der Basis der Erkenntnistheorie muß ein neues psychologisches Gebäude errichtet werden. Nicht: Zurück zu Kant, nicht: Zurück zu Hume darf die Parole lauten. Die formal-rationalistische Denkweise Kants muß beseitigt, die analytisch-monistische Humes muß ergänzt werden durch den psychologisch-synthetischen Kritizismus. Das ist der „neue Kurs“ in der Philosophie. Diese kleine Schrift ist jedoch nur ein Programm zu einer neuen Philosophie, nicht die neue Philosophie selbst. Die ganze Untersuchung, die hier angezeigt wird, ist nur die populäre Einleitung zu einem dreibändigen System; daher das Skizzenhafte und bewußt Lückenhafte der meisten Ausführungen. Ich werde danach trachten, in meinem Lehrgebäude überall diese Lücken zu ergänzen. Aus meiner jetzigen Darstellung könnte man folgern, daß ich mich in Bezug auf erkenntnistheoretische Probleme ganz einseitig Mach und Schubert-Soldern anschließe. Davon kann keine Rede sein. Schon die Thatsache, daß ich so verschieden geartete Denker citire, beweist es.

Wien.

Dr. Paul Weisengrün.



**Der Parademarsch.** Eine ärztliche Betrachtung. Vortrag, gehalten auf der Versammlung Deutscher Naturforscher und Ärzte (Abtheilung für Militär-sanitätswesen). Dresden, Paul Mide, 1904. 75 Pfennige.

Mein Vortrag über den Parademarsch hat in der Tagespresse mehr Beachtung gefunden, als mir lieb sein kann. Denn der Inhalt war entweder mißverstanden oder nach Bedarf zurechtgebildet worden. Ich veröffentliche deshalb

den Vorklaut des Vortrages; und hoffe, mit der nächstern Sachlichkeit meiner Gründe auf Beteiligte und Unbeteiligte nicht ohne Eindruck zu bleiben.

Köyschenbroda.

Dr. Franz Thalwiger.

### **Rebellen. Ein sozialer Roman. Wien, Moderner Verlag.**

Das Buch ist ein Gruppennovell und — ich bekenne es! — nicht „literarisch“ und auch nicht tendenzlos. Die Gruppen, die es schildert, sind die Revoltierenden gegen die heutige Gesellschaft, die Anarchisten, Sozialisten, Individualisten, Frauenrechtlerinnen, Tolstoisten, Zionisten u. s. w., kurz, Alle, die sich bedrückt oder unzufrieden fühlen und sich empören. Die Handlung vollzieht sich in Zürich und ein großer Theil des Buches ist dem Leben und dem Wollen der russischen Revolutionäre gewidmet. In dem Buch sind zum größten Theil Personen aus dem Leben festgehalten, die mir für eine bestimmte Gruppe typisch oder charakteristisch erschienen sind. Ein zutreffendes Urtheil glaube ich da zu besitzen, denn ich habe (in Zürich, Genf und Paris) lange Jahre unter ihnen und mit ihnen gelebt, nicht als ein Don Quixote, der auf „Studien“ erpicht ist, auch nicht als kritikloser Mitgänger, sondern als ein mitleidend Prüfender. Bei der Wiedergabe des Gesehenen habe ich weder idealisirt noch karikirt, sondern mich bemüht, es rein menschlich zu erfassen und es weiteren Kreisen menschlich näher zu bringen. Dabei hatte ich die Absicht, laubläufige falsche Vorstellungen zu zerstreuen; und in diesem Sinn hat das Buch Tendenz. Ich habe mich bemüht, dem Ganzen die Form eines spannenden, dramatisch bewegten Romans zu geben, weiß aber, daß er mir künstlerisch noch nicht geglückt ist. Es ist eben nur ein Versuch zu dem mir vorstehenden sozialen und kulturkritischen Massenroman, der unsere Zeit, ihr Ringen und Währen in kinematographenartigen Bildern vorführt und — eben weil er modern, Das heißt: wirklich zeitgemäß ist — über die von Zola geschaffene Schablone gleichgiltig hinweggeht. Wenn das Buch dazu beiträgt, Diesen oder Jenen das Währende und Ringende unserer Generation verstehen und objektiver betrachten zu lassen, dann hat es die von mir gewollte Wirkung erreicht.

Wien.

Karl Morburger.

### **Tibet und die englische Expedition. Mit zwei Karten und acht Vollbildern. Halle. Gebauer & Schwetschke 1904.**

Der Einzug der Engländer in Lhasa hat den mythischen Bann gebrochen, der seit Menschenaltern über dieser Stätte lag. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat damit für Tibet überhaupt die Stunde geschlagen, wo auch dieses Reich, das letzte noch bisher verschlossene in Asien, sich dem Weltverkehr öffnen und sich damit in das große Netz der modernen Kulturgemeinschaft einordnen muß, mit dem die Energie der weißen Rasse den Erdball umspinnt. Dieser Vorgang ist geographisch und politisch von gleich hohem Interesse. Geographisch, weil er den größten auf der bewohnten Erde vorhandenen Erdräum, auf dem noch Entdeckungen großen Stils zu machen sind, der Forschung öffnet; politisch, weil sich immer deutlicher der weitreichende Einfluß offenbart, den der Dalailama, der buddhistische Papst auf die Völkerwelt Inner- und Ostasiens übt, und weil dieser Einfluß voransicht-

lich der Macht dienstbar werden wird, der es gelingt, ihre Oberherrschaft über Tibet an die Stelle der chinesischen zu setzen. Mein Buch soll in kurzer, übersichtlicher Zusammenfassung über Das orientiren, was wir heute über Tibet, seine Landesherrschaft, sein Volk und seine Geschichte, trotz der Abgeschlossenheit, bereits wissen, mit besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse, die für die englischen Pläne von Bedeutung sind. Ich konnte eigene Beobachtungen benutzen, da ich 1898 im Sikkim-Himalaya gereist bin. Ich kenne also aus eigener Anschauung die Pafid der englischen Operationen und auch Einiges von Sprache und Kultur der Tibeter, da die Bevölkerung Sikkims ihnen in beiden Stücken nah verwandt ist und namentlich die buddhistischen Bergklöster dieses Gebietes, deren Besuch der Hauptzweck meiner Reise war, bereits der tibetischen Lamaikirche angehören.

Dresden.

Dr. Georg Wegener.



**Neue Garben.** Verlag von Albert Langen in München.

Noch zwei Proben:

*Kinderhändchen.*

Uns hat kein Gott ein Rindchen zuerkannt  
Und kann doch nichts mein Trübsein so verringern  
Wie eine dicke, weiche Kinderhand  
Mit Amorgrübchen und mit drohligen Fingern,

Die noch ganz dumm nach allen Dingen langt,  
Dreißt, ohne Angst und voller Weltvertrauen,  
Ein muthiges Händchen, dem vor gar nichts hangt,  
Weil alle Dinge so vertraulich schauen.

Drum, wenn mein Glücksbedürfniß Träume spann,  
Sah ich ein Kind an Vaters Knie sich schmiegen.  
Und meines Rindchen Händchen fühl' ich dann  
Tröstend und warm in meinen Händen liegen.

Traum! Traum! Du liebes Händchen Du,  
Verlagst Du Dich mir jetzt, um einstens drüben  
Der Seele mein am Thor zur ewigen Ruh'  
Den schweren Riegel hilfreich wegzuschieben?

*Vorlesung.*

Das Zimmer war voll Dämmerduft's gewesen,  
Da hat der Dichter Berge vorgelesen.

Run schwieg er still. Der Greis sprach in das Schweigen:  
„Wie tiefer Sinn ist Deinen Versen eigen.“

Da sprach die junge Frau: „Ich kann nichts sagen;  
Ich fühl' mein Herz in Deinen Versen schlagen.“

Da sprach das Kind: „Wie Deine Worte klingen!  
Ich hörte Dich so gern noch weiterzingen. . .“

Prag.

Hugo Salus.





## Der Fall Jacobsohn.\*)

Liebet Herr Harden, man hat Sie wohl berichtet, wenn man Ihnen sagte, daß ich vom ersten Augenblick an zu denen gehörte, die den Fall Jacobsohn in das Gebiet des Pathologischen zu verweisen wünschten. Allerdings lag das pathologische Moment für mich schon nach dem ersten Eindruck anderswo als dort, wo man es vielfach heute zu suchen scheint. Ich sagte mir nämlich: Hier ist ein junger Mensch, der sich im Laufe weniger Jahre durch zweifellose Begabung und außerordentlichen Fleiß einen höchst geschätzten Namen als Kritiker erworben hat und dem nun plötzlich schriftstellerische Vergehen vorgeworfen werden, zu denen für ihn, nach Wesen und Umfang seines Talentcs, keinerlei Nöthigung vorliegen konnte und von denen er auch mit absoluter Sicherheit wissen mußte, daß sie auf die Dauer weder unbekannt noch unbefprochen bleiben würden. Wenn er also trotzdem dieser Vergehen schuldig wurde, so giebt es dafür nur eine einzige Erklärung: zeitweiliges Versagen der Urtheilskraft auf Grund einer psychischen Störung, die mir am Verständlichsten wurde, wenn ich sie als gegensätzlich zum Krankheitsbilde der Hypochondrie aufzufassen suchte. Während man nämlich bei der Hypochondrie als charakteristische Grundlage für eine Reihe von Symptomen eine Entfesselung der Ideen-Assoziationen in der Richtung betrachten kann, daß durch einen oft geringfügigen Reiz eilige und unaufhaltbare Gedankenfolgen ausgelöst werden, die sich auf allerlei entfernte gefahrvolle Möglichkeiten beziehen, schien es mir im Fall Jacobsohn, als wenn hier auch die nächstliegenden Erwägungen über die höchst wahrscheinlichen Folgen einer innerhalb des schriftstellerischen Berufes als unerlaubt geltenden Handlung ausgeschaltet würden. Und ich will gleich hinzusetzen, daß mir bisher der Anlaß fehlt, von dieser ersten Auffassung abzugehen. Weder leuchtete mir der Erklärungsversuch Jacobsohns in der „Welt am Montag“ ein noch scheint mir die sogenannte „Lösung des psychologischen Räthfels“ durch Herrn Arthur H. Lehmann auf den Fall Jacobsohn mit genügender Sicherheit anwendbar. Herr Lehmann citirt Fälle von außergewöhnlich gesteigertem Gedächtniß unter sonst normalen Verhältnissen und ferner Fälle von außergewöhnlichen Gedächtnißsteigerungen im Verlauf gewisser Gehirnkrankheiten oder solcher Krankheiten, bei denen es sekundär zu hyperämischen Störungen im Gehirn (im Sprachcentrum oder in der Nähe des Sprachcentrums) kommt. Daß alle von Lehmann citirten Beispiele an sich vollkommen einwandfrei sind, versteht sich von selbst; nur geben sie meiner Empfindung nach keinen Aufschluß über den Fall Jacobsohn. Worin besteht denn das Charakteristische und höchst Eigenthümliche dieses Falles, wenn man ihn, wie

\*) Ein Brief des Dichters (der Doctor medicinae und Praktischer Arzt ist) und eine Ergänzung des im vorigen Heft („Der kleine Jacobsohn“) Gesagten.

Jacobsohn selbst und wie Lehmann, als chronische Affektion in der Nähe des Sprachcentrums auffassen will? Besteht es in dem stupenden Gedächtniß, das sich in der konstanten Fähigkeit ausdrückt, Wort- und Satzfolgen, die vor langer Zeit gelesen oder gehört wurden, bewusst zu reproduzieren, oder darin, daß die Reproduktion solcher Wort- und Satzfolgen zwangartig in Folge gewisser vorübergehenden Reizzustände im Sprachcentrum austritt? Oder handelt es sich hier um eins jener (gewiß nicht sehr häufigen) Phänomene, wo im Verlauf eines hysterischen Anfalles, einer fieberhaften Erkrankung oder irgend eines anderen krankhaften Zustandes, der einen Reiz in oder neben dem Sprachcentrum auslöst, Wort- oder auch Tonfolgen reproduziert werden, die der Kranke in gesundem Zustand gar nicht oder mindestens nicht so genau reproduzieren könnte wie unter dem Einflusse seiner Krankheit? Diese Fälle sind beinahe immer mit Amnesie verbunden. Das heißt: die betreffenden Kranken erinnern sich nachher nicht des Umstandes, daß sie in ihrem Anfall die Wort- oder Tonfolgen reproduziert und wiedergegeben haben. Und ferner werden diese Wort- und Tonfolgen mit mathematischer Genauigkeit, ja, um bei dem Vergleich Lehmanns zu bleiben, ähnlich wie von einem Grammophon abgekönnert. Gewiß aber giebt es auch Uebergangsfälle, wo die Reproduktion der Wort- oder Tonfolgen nicht unbewußt, sondern nur mechanisch, also unter einer gewissen Kontrolle des Bewußtseins und ohne nachfolgende Amnesie, erfolgt. In all diesen Fällen aber ist der Erfas eines Wortes innerhalb der reproduzierten Wortfolge durch ein anderes unter Mithilfe des Urtheilsvermögens nach den bisherigen Erfahrungen ausgeschlossen. Gerade dieser Vorgang aber tritt bei Jacobsohn ein; und man müßte es geradezu als das Eigenthümliche dieses Falles ansprechen (wenn wir ihn eben als chronischen Reizzustand in der Nähe des Sprachcentrums auffassen wollen), daß erstens innerhalb des mechanischen Ablaufes einer reproduzierten Wortfolge (wie sie sich in den unter Verdacht stehenden Kritiken vorfinden) das eine oder das andere für den betreffenden Anlaß nicht geeignete Wort durch ein geeignetes (zum Beispiel: „Magda“ durch „Traumulus“) ersetzt wird und daß zweitens die Wortfolge regelmäßig dort, wo im mechanischen Ablauf Name oder Schiffe des wirklichen Verfassers stehen sollte, jäh abreißt. Nun sollte man aber wenigstens glauben, daß durch dieses plötzliche Einsetzen bewußter Urtheilskraft der Kranke aufgestört würde, etwa wie ein angetrübener Nachtwandler, und selbst bemerken müßte, daß die unter Zwang reproduzierten Wortfolgen nicht von ihm herrühren. Wenn es sich aber so verhält, dann zieht Jacobsohn keinenfalls die nöthigen Konsequenzen daraus; denn die auf so seltsame Weise entstandenen Kritiken sind ja gedruckt und von Jacobsohn selbst unterzeichnet worden.

Nun hielte ich es ja nicht für unmöglich, daß durch die Macht eines neuen Eindruckes, trotz dem Zwang, mit dem alte Wortfolgen reproduziert

wurden, gelegentlich die Substituierung eines Wortes durch ein anderes, passenderes erfolgen, ja, selbst daß einmal ein jähes Abreißen der Wortfolge gerade in dem Moment erfolgen könnte, wo die Chiffre oder der Name des ursprünglichen Verfassers zu erscheinen hätte. Aber solche Vorgänge als regelmäßige anzuerkennen, wehrt sich Alles in mir, was ich an Einsicht in gesunde und kranke Seelen besitze. Freilich kommt es weiter nicht in Betracht, daß ein Fall wie der Jacobsohn's bisher meines Wissens weder publizirt noch überhaupt beobachtet worden ist; doch müßte er seine Logik in sich tragen, wie alles Menschliche. Jacobsohn erzählt in seiner früher erwähnten Erwiderung einen Vorfall, der nur gegen seinen eigenen Erklärungsversuch auszunützen ist; er erzählt, wie er sich einmal auf irgend eine Anregung im Gespräch hin sofort erinnert habe, was ein bestimmter Kritiker bei einer bestimmten Gelegenheit über einen bestimmten Schauspieler geschrieben hatte. In diesem Fall hat also Jacobsohn eine logische Wortfolge nicht nur bewußt reproduzirt, sondern er hat auch gewußt, auf wen sich die Wortfolge bezog und von wem sie herrührte. In den Fällen, die man ihm zum Vorwurf macht, ist gerade das Gegentheil bemerkenswerth: er reproduzirt, wenn schon nicht unbewußt, doch gegen seinen Willen und trotz dem Bedürfniß, eigene Worte zu finden, er glaubt, diese Wortfolgen selbst gefunden zu haben, ersetzt aber zugleich die für den neuen Anlaß nicht passenden Eigennamen und Ausdrücke durch die richtigen, die in den Rahmen der neuen Kritik hineinpassen. Vor diesem Zueinanderspielen von Wahnsinn und Methode wollen sich meine Zweifel nicht beruhigen; und darum kann ich mich vorläufig den Erklärungsversuchen des Falles Jacobsohn, die ihn als eine chronische Affektion in der Nähe des Sprachcentrums deuten wollen, nicht anschließen. Aber wie fern es mir liegt, Jacobsohn durch meine Zweifel verlegen zu wollen, sollen Sie gleich hören. Gerade sein Rechtfertigungsversuch ist mir ein neuer Beweis für die Wichtigkeit meiner Auffassung seines Zustandes; denn dieser Versuch scheint mir nichts als eine Unüberlegtheit mehr. Und im Interesse der Zukunft Jacobsohn's, an die ich glaube, wünschte ich, mit dieser Meinung Recht zu behalten. Denn wenn Jacobsohn's Krankheit wirklich auf dem unwiderstehlichen Zwang zu mehr oder minder unbewußten Reproduktionen auf Grund einer chronischen Affektion in der Nähe des Sprachcentrums beruhte, so müßte man den jungen Mann auf unbestimmte Zeit hinaus, wenn nicht auf immer, für die Wiederausnahme seiner kritischen Thätigkeit verloren geben; hat es sich aber, wie ich eben glaube, nur um jenes Gegentheil von Hypochondrie gehandelt, das ihn zu Unvorsichtigkeiten und Unüberlegtheiten gelangen ließ und das nur als pathologisch und nicht als unredliches Beginnen gedeutet werden dürfte, so bin ich überzeugt, daß Siegfried Jacobsohn, der begeisterte Freund des Theaters, der glänzende Stilist und der unter normalen Umständen so selbständige Kritiker,

für alle künftigen Zeiten vor einer Wiederkehr ähnlicher Anfälle gefeit ist und seine Feder bald wieder mit Glück und Ehren führen wird. Denn wenn auch ein Duzend oder zwanzig oder hundert Stellen in seinen Kritiken nicht von ihm selbst herrühren: wie Vieles bleibt trotzdem noch übrig, woraus die Fähigkeiten dieses Dreiundzwanzigjährigen unverkennbar zu uns sprechen! Nicht der Fall an sich, der sich hier ereignet hat, scheint mir tragisch: er wird es nur dadurch, daß man ihn gar zu leicht gegen den Betroffenen ausnähren und besonders auf Grund jener nicht glücklichen Erklärungsversuche ihm die Wiederaufnahme seiner Thätigkeit unmöglich machen könnte. Und darum wünschte ich in Jacobsohns eigenstem Interesse, daß er sich selbst meiner Auffassung zuwende, nach der mir die Möglichkeit einer Wiederkehr seiner psychischen Störung so gut wie ausgeschlossen scheint. Meine besten Wünsche sind bei ihm.

Mit herzlichem Gruß Ihr aufrichtig ergebener

Wien.

Arthur Schnitzler.

## Wies gemacht werden mußte.

Der selbe Staat, der sich bisher unter Schmerzen und vergeblich bemüht, seine Rente zu hohen Kurven gut zu klassiren, hat sich seit einiger Zeit selbst ein Konkurrentenpapier geschaffen. Das ist kein Scherz. Wer anders hat denn das Signal zu der neuen Berechnung gegeben, nach der die Aktien unserer großen Kohlenwerke nicht mehr auf die Dividende hin gekauft, sondern die Kurse so gesteigert werden, daß man ein Anlagepapier mit 4 bis 4½ procentiger Verzinsung vor sich hat? Diese Metamorphose vollzog sich in den ersten Augusttagen und die wüthendsten Börsenleute antworten, wenn man nach ihrer Meinung fragt, daß sie an einen Rückgang der jetzigen Bewertung nicht glauben. Dieser Rückgang würde natürlich aber beginnen, wenn wieder einmal ganz schlechte Zeiten kämen, Produzenten und Händler nichts zu thun hätten und in der Rheinprovinz und Westfalen nur lange Seufzer zu hören wären. Solche Perioden sind ja schon öfter dagewesen. Auch auf diesem Gebiet folgen fetten magere Jahre. Sogar den Grubenarbeitern geht es manchmal leidlich; dann dürfen die Aktionäre sich hoher Dividende freuen. Schon im nächsten Jahr aber kann das Bild völlig verändert sein: Betriebsbeschränkung, Arbeiterentlassungen und nicht ein halbes Prozentchen zu verteilen. Das schwere Mißgeschick ist und ja lange erpact geblieben; aber wir haben keine Garantie, daß es nicht wiederkehrt. Allen Respekt vor der klugen Politik unseres Kohlenjudikates; doch in schweren Geschäftskrisen hat es sich bisher nicht zu bewähren gehabt. Wegen heftige Kursschwankungen ist noch immer kein Mittel erfinden worden; auch die weiseste Weisheit scheint dagegen ohnmächtig zu sein. Noch nicht fünf Jahre ist her, da stiegen, im April 1900, Hibernia-Aktien auf 257; bis zum September des selben Jahres waren sie schon wieder auf 182 gefallen. Gelsenkirchener schwankten damals zwischen 230 und 177, Harpener zwischen 245 und 167. Vorher und nachher haben wir dieses Steigen und Fallen sehr oft erlebt. Fast jedesmal behauptete dann die Industrie, die Börse habe die Schwankungen künstlich erzeugt, und fast jedesmal mußte sie später zugeben, die Börse habe die Entwickelung richtig vor-

ausgewittert. Diese Lehre darf auch Der nicht vergessen, der dem Börjentreiben mit kritischem Blick zuschaut. In all diesem Auf und Ab gab es freilich immer Großkapitalisten — manche von ihnen treiben die Anlagethätigkeit ja wie eine Wissenschaft —, die, sobald nur gegen Elementarunsfälle durch eine ausreichende Schadenreserve Sicherheit geschaffen war, die besten Kohlenaktien wie ein Rentenpapier betrachteten. Kohle, sagten sie, muß man haben: also muß auch die Ertragsfähigkeit größer sein als bei Hüttengesellschaften. Das war ein falscher Schluß. Man hatte nicht an die Kautfrage gedacht. Sie genügt, um in schlechten Zeiten aus der Kohle nicht viel Besseres als eine Schleudermaschine zu machen. Dazu kommt, daß auch die schlimmste Konjunktur oft nicht, vor der Nothwendigkeit theurer Strubenbauten schützt. Das Alles hat aber die Kohlenchwärmerci sehr eruster Kapitalisten nicht gemindert. In den Großstädten bilden sie eine bestimmte, auf dem Markt bekannte Käufergruppe. Sie hatten das Risiko nach der Erfahrung einzuschätzen, behielten bei gutem Kursstand aber noch immer eine Verzinsung von 6 bis 7 Prozent.

Diese alte Auffassung der Verhältnisse mußte sich (Das liegt im Wesen der Spekulation) von Grund aus ändern, als man erfuhr, der Staat wolle die Hibernia kaufen. Aus der Offerte ging hervor, daß die Regierung den Reingewinn der Bergwerksgesellschaft als eine feste, von keiner Gefahr bedrohte Rente ansehe. So glaubte das Publikum; und vergaß nur eine Kleinigkeit: für die Bemessung der Abfindungssumme war ein wichtiger Faktor, daß künftig der Staat einen großen Theil seines Ruhrkohlenbedarfes zu billigerem Preis beziehen würde. Das galt aber nicht für die anderen großen Kohlenbergwerke, deren Aktien trotzdem stiegen. Das ganze Kursniveau dieses Gebietes hat sich in ein paar Monaten gehindert. Der berühmte Scharfblick unserer lieben Geheimräthe hatte diese Entwicklung natürlich nicht vorausgesehen. Diesen Naiven genügt ja auch die Thatsache, daß die Bücher der Dresdener Bank nichts von Käufen der „Direktoren und Freunde“ melden. Für die Mitwisser des großen Geheimnisses wars aber gleichgiltig, ob sie Hibernia, Gelsenkirchener oder Harpener kauften: bis zu einer gewissen Höhe mußte jedes dieser Papiere die anderen mitziehen. Das weiß zwar der kleinste Börjennasack; dem preussischen Handelsminister ist diese einfache Wahrheit aber noch nicht aufgegangen.

Ist der hohe Kursstand nun berechtigt? Rein. Die anderen Kohlenaktien sind ja nicht, wie die der Hibernia, festgelegt. Und wenn es wirklich zum Friedensschluß käme, würde das Bankenconsortium sich hüten, seine 30<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Millionen wieder in Bergwerkspapieren festzulegen. Die Herren Fürstener und Genossen haben ja nicht einen amerikanischen Trust geschaffen, der höhere Kurse erzwingen will, sondern einen, der ihnen die Möglichkeit der Nothwehr bieten soll. An Aussichten fehlt es in diesem Jahr nicht. Der russisch-japanische Krieg muß über kurz oder lang unseren Eisen- und Stahlwerken Aufträge zuführen, die den Kohlenbedarf wesentlich steigern werden. Auf dauernd hohe Dividenden darf man also, ohne sich Illusionen hinzugeben, rechnen. Die Kurse sind aber so, daß man aus ihrem Stand auf den Glauben an eine feste Verzinsung schließen muß; und dieser Glaube, den man namentlich unter Bankiers häufig findet, könnte am Ende doch irren. Das Kohlen-syndikat, das über die Lage das beste Urtheil haben muß, schweigt natürlich. Verschiedene Gesellschaften sind vereinigt, einzelne Beden sind stillgelegt worden; sollen wie in diesen und ähnlichen Vorgängen Symptome einer Höherentwicklung oder nur notwendige Abwehrmaßmaßregeln erblicken? Das Syndikat wird sich durch

die heftigsten Angriffe vermuthlich nicht zwingen lassen, seine Preise zu reduzieren. Das thut man selbst in schlechten Jahren nicht gern, weil solche Reduktion, wie die Erfahrung lehrt, das ganze Gewerbe pessimistisch stimmt. Die Männer, die jetzt in Essen herrschen, werden vor öffentlichen Meinungen nicht zurückschrecken. Leicht aber haben sie es nicht; denn der Versuch, jede Preiserhöhung als eine Volksausbeutung hinzustellen, ist ja fast stets wirksam. Die letzte Erhöhung traf nur ein paar seltene Sorten, ließ die Industrie im Allgemeinen ziemlich unberührt und wurde trotzdem vielfach hart getadelt.

Der Handelsminister hat im Landtag dem Syndikate das beste Zeugniß ertheilt. Nur die Möglichkeit, daß unvernünftiger Leute an die Spitze träten, ließ ihn nach eigenem Bergwerksbesitz trachten. Auch behauptete er, erst die gelsenkirchener Fusionen hätten in ihm (und zwar binnen wenigen Tagen) den Hibernia-Plan gereift. Schon Monate lang aber wurde damals im Ruhrrevier über neue große Interessengemeinschaften verhandelt und in den Zeitungen erzählt, Kapitalsanhäufungen bis zu 150 Millionen ständen bevor. Die Thatsache der gelsenkirchener Fusionen durfte unsere Bureaucratie also eigentlich nicht überraschen. Die wichtigsten und komplizirtesten dieser Verschmelzungsprozesse wurden übrigens auch erst begonnen, als der Hibernia-Krieg erklärt war, und sollten dem Minister zeigen, daß man sich im Ruhrkohlenrevier zu wehren wisse; man wollte beweisen, daß Kohle und Eisen, wenn es nöthig ist, zusammenkommen und eine Macht bilden können, gegen die auch der Herr Staat nichts vermag. Ganz so, wie der Minister ihn dargestellt hat, war der Verlauf der Sache also nicht. Aber er konnte sagen, was er wollte: der Erfolg war ihm sicher. Eine wunderbar gemischte Mehrheit lauerte seinen Worten. Kulturkämpfer und Centrumsleute, Börsenfeinde und Männer, die neidisch auf die Leistungen der westlichen Industrie und der berliner Großbanken sehen. Und Herr Müller war schlau genug, nicht von den Aktionären, sondern nur von den Bankmächten zu sprechen. Auch an ihnen will er keinen Treubruch begangen haben; wenn er ihnen zugestanden hätte, wäre der Beifall seiner Mehrheit eher noch stärker als schwächer gewesen. All diese vortrefflichen Volksvertreter halten es offenbar für eine Ehrenpflicht und für die wichtigste Aufgabe eines Ministers, die Banken und die Börse zu ärgern. In diesem Fall aber ist die Börse gar nicht und von den Banken nur eine Gruppe geübert worden. Thut nichts: „Lebhafte Beifall.“ Von den geschädigten Aktionären war im Landtag überhaupt nicht die Rede.

Doch die Kritik hat in der Hibernia-Sache eigentlich schon Alles geleistet, was sie zu leisten vermochte. Nur eine Frage bleibt noch zu beantworten. Wie mußte Herr Müller es anfangen, um ohne unbillige Gewaltthat sein Ziel zu erreichen? Die meisten Börsenpraktiker werden geneigt sein, die Frage als unnöthig zu belächeln. Aber es giebt Beispiele genug, daß auch Techniker sich in neuen Situationen nicht gleich zurechtfinden. Ich meine: Einfach wäre die beste Taktik gewesen. Je einfacher die Regierung die ganze Sache machte, je weniger sie komplizirt wurde, um so wahrscheinlicher war der Erfolg. Der Minister mußte, statt beständig nach feindlichen Ueberfällen auszusuchen, thun, was ihm Pflicht schien. Wenn er eine Offerte machte, die so verlockend war, daß sie die Bedenken beseitigte, waren alle Kunststücke überflüssig. Und seine Offerte war ja gut. Eine Rente von 8 Prozent in preussischen Konjols: solche Abfindung kann sich sehen lassen. Hat Herr Müller selbst nicht an die Wirksamkeit seines Angebotes geglaubt? Oder kennt er,

der doch lange im Geschäftsleben stand, nicht das Wesen der Börse? Wer eine Gesellschaft, ein Unternehmen erwerben will, wird die Aktien nie offen, zu steigenden Kursen, kaufen; thäte ers, so verlöre sein späteres Angebot ja viel von seinem lothenden Reiz. Er wird, wenn er klug ist, den Kurs nicht steigern, sondern drücken. Herr Möller mußte also die Seehandlung bitten, dafür zu sorgen, daß der Hibernia-Kurs eine Weile auf ungefähr 195 blieb. Das wäre damals, während der Sommerlethargie, weder schwer gewesen noch irgendwie aufgefallen. Warum wurde dieser Weg nicht gewählt? Wollte die Regierung sich um jeden Preis eine Mehrheit sichern? Das ist ihr nun, trotz allem Mühen, nicht gelungen. Oder wollte sie zu 195 kaufen und am Kurs dann selbst 40 oder 50 Prozent verdienen?

Was zu geschehen hatte, war Folgendes. Sonnabend, nachmittags, nach Schluß einer Börse, die den Kurs von 195 notirt hatte, mußte, ohne irgendwelche Konspiration mit einer Bank, der Verwaltung der Hibernia die Staatsofferte vorgelegt werden; vielleicht mit dem Hinweis, der Vorstand werde sich seiner Verantwortlichkeit sicher bewußt sein und gewiß nicht leichten Herzens den Aktionären rathen, ein so günstiges Angebot abzulehnen. Noch am dem selben Nachmittag war dann der vollständige Wortlaut der Offerte allen größeren Zeitungen mitzutheilen. Denn die Bedingungen mußten möglichst schnell und lückenlos bekannt werden. Sonntags ist die Börse geschlossen. Die Aktionäre konnten also in Ruhe die neue Situation überdenken, deren Ausmägung den Werth ihrer Aktien um 50 Prozent zu erhöhen vermochte. Montag erschien eine (von der Seehandlung bestellte) Erklärung sämtlicher Reichsbankstellen: Wir kaufen vorläufig Hibernia-Aktien zu 246 bar. Will die Regierung aber nicht selbst Aktien kaufen, so wird Dienstag Hibernia von den Kursmaklern gestrichen. Das ist ohne besondere Unbequemlichkeit für die Börse zu machen. In jedem Fall waren die Aktienbesitzer dann drei Tage lang gegen fremde Ausnutzung einer unvorhergesehenen und noch ungeklärten Lage geschützt. Nach Ablauf der Schutzfrist beginnen an der Börse dann wieder die regelmäßigen Umsätze; natürlich zu viel höheren Kursen. Vielleicht versucht der Aufsichtsrath, noch ein Bißchen mehr herauszuschlagen; er giebt diesen Versuch aber auf, wenn die Regierung bestimmt erklärt, daß sie nicht höher geht. Blicke er bei der Opposition, so hätte er die Aktionäre gegen sich (die dann ja keinen Grund hätten, der Regierung zu großen) und dürfte nicht auf die Hilfeleistung der Banken rechnen (denen zur Eifersucht kein Anlaß gegeben wäre); auch müßte er fürchten, durch seine Halsstarrigkeit den Aktienkurs wieder zum Sinken zu bringen. Inzwischen würden Konjontien eintreten, die für die Regierung Aktien ankaufen könnten. Ich glaube, daß dieser Weg (schneller und sicherer ans Ziel geführt hätte als der vom Minister gewählte. Was hat Herr Möller schließlich mit dem Aufgebot seiner ganzen Kraft denn erreicht? Eine kompakte Minorität, die wieder zu Listen greifen mußte, um der Mehrheit un bequem zu werden. Herr Möller glaubte, als Minister wie ein geriebener Generaldirektor handeln zu müssen. Der materielle Nutzen dieses Handlens erweist sich sehr als sehr gering; und das Ansehen der Regierung hat es im ganzen Gebiete der Industrie auf lange geschmälert. Der Minister hat mit der Nieme gekränkter Unschuld im Landtag gefragt: „Wie sollte ichs denn anders machen?“ Jetzt kann er die Antwort lesen. Offenheit wäre die beste Taktik gewesen.

## Staat, Schule und Haus.

**I**n österreichischer Hochschullehrer schiebt mir eine Beschwerde, die auch in manchen Theilen unseres Reiches nicht undenkbar wäre. Er schreibt: „Durch die Tagespresse ist die Nachricht gegangen, der mit kaiserlichem Dekret vom neunundzwanzigsten September dieses Jahres zum Ordentlichen Professor der Physiologie an der Universität Innsbruck ernannte Professor der budapester Universität Dr. Franz Langl habe kurz nach seiner Ernennung auf die innsbrucker Professur verzichtet und sei nach Budapest zurückgekehrt; als Ursache dieses Entschlusses wird angegeben, Professor Langl habe Forderungen gestellt, die zu gewähren die österreichische Unterrichtsverwaltung nicht in der Lage gewesen sei. Daß Berufungen scheitern, weil zwischen den Ansprüchen, die gestellt, und den Mitteln, die gewährt werden, keine Einigung erzielt wird, ist eine Thatsache, die man bedauern, für die man aber oft keine der verhandelnden Parteien verantwortlich machen kann. Dieser Fall liegt jedoch wesentlich anders; schon der Umstand, daß es bis zur förmlichen Ernennung Langls durch kaiserliches Dekret kam, macht die Annahme unmöglich, daß man es hier nur mit ergebnislosen Verhandlungen zwischen Unterrichtsverwaltung und Professor zu thun habe, da, wenn einmal das Ernennungdekret dem Kaiser zur Unterschrift vorgelegt wird, die Verhandlungen gar nicht ergebnislos gewesen sein konnten. Professor Langl hatte schon vor seiner Berufung eine bestimmte Summe zum Zweck der unbedingt nöthigen Ausgestaltung des neuen Institutes verlangt, wie auch sein Vorgänger, Professor Joth, in einer ausführlich motivirten Eingabe an das Ministerium dahingehende Vorschläge bereits gemacht und Forderungen in der selben Höhe gestellt hat. Der vom Ministerium mit den Verhandlungen betraute und daher auch verantwortliche Hofrath von Kelle hatte Langl vor dessen Ernennung in höflichster Weise zugesagt, daß ein Theil der von ihm beanspruchten Summe unmittelbar nach der Ernennung, der Rest binnen einer Frist von zwei Jahren ihm zur Verfügung gestellt werden solle. Langl hielt diese Zusage für vollwerthig; daß sie nur mündlich gegeben war: darin konnte er natürlich keinen Anlaß zu Bedenken finden. Nachdem er auf Grund dieser Versprechungen den Ruf nach Innsbruck angenommen hatte und die Sache bis zur förmlichen Ernennung gediehen war, erklärte ihm Hofrath von Kelle, der es nun nicht mehr mit einem freien Vertragskontrahenten, sondern bereits mit einem von ihm abhängigen Beamten zu thun zu haben glaubte, in scharfer Form, für 1904 sei überhaupt kein Geld verfügbar; für 1905 werde, wie er ‚hoffe‘, Langl ‚Etwas‘ erhalten. Mißte Langl im ersten Theil dieser Erklärung den Bruch eines gegebenen Versprechens erblicken, so waren auch die wenig aussichtsvollen Worte des zweiten Theiles nicht danach angethan, in ihm den Glauben wiederherzustellen, die Verhandlungen seien auf der üblichen Grundlage von Treue und Glauben geführt worden. Dies und nichts Anderes ist der wahre Grund, warum Langl, der dem Ruf nach Innsbruck, trotz der damit verbundenen materiellen Einbuße, gern gefolgt wäre, sich zu dem gewiß nicht leichtem, aber um so charaktervolleren Schritt entschlossen hat, wieder an die budapester Universität zurückzukehren, der er bereits Lebewohl gesagt hatte. Für Jeden, der an der Entwicklung des österreichischen Hochschulwesens Interesse nimmt, wird dieser Fall lehrreich sein; er läßt vermuthen, daß die vielen Mißerfolge, die unsere Unterrichtsverwaltung bei Berufungen zu verzeichnen hat,



gewiß nicht auf den mangelnden guten Willen des Ministers, häufig auch nicht auf die Unzulänglichkeit der Geldmittel, um so öfter aber auf die unglückliche Hand untergeordneter Beamten zurückzuführen sind."

Nicht nur von den Universitäten kommen Klagen. Der kleine Artikel, den Professor Dr. Ludwig Gurllitt (unter dem Titel „Schule und Haus“) im letzten Novemberheft veröffentlichte, hat mir viele Briefe ins Haus gebracht. Zwei davon, die zwei Standpunkte zeigen, will ich, auf Wunsch der Schreiber, heute publizieren:

Herr Schertl schreibt: „Schon 1901 habe ich in Ihrer Wochenschrift die Thatsache beklagt, daß die Eltern dem Schulleben der Kinder so fern bleiben. ‚Wäre es zu viel,‘ schrieb ich Ihnen damals, ‚wenn in jeder Schule eine Woche lang während eines Schulhalbjahres Eltern und Erzieher dem Unterricht ihrer Kinder beizuwohnen dürften, ja, dazu eingeladen würden? An eine solche Woche müßte sich eine freie Aussprache zwischen Eltern und Lehrern schließen.‘ Ich begründete diese Vorschläge dann in einer selbst verlegten Brochure („Schule und Eltern“) und wandte mich im Oktober 1902 mit einer Petition an den preussischen Kultusminister. In der (nach fast vier Monaten) ablehnenden Erwiderung hieß es: ‚Die bisher in öffentlichen Lehranstalten gemachten Erfahrungen haben mir nicht die Zuversicht zu geben vermocht, daß das von Ihnen vorgeschlagene Mittel für eine Belebung der Verbindung zwischen Schule und Haus als allgemeine Anordnung sich bewähren und für die von Beiden gemeinsam zu leistende Erziehung der Jugend als heilsam erweisen würde.‘ Seit Jahren habe ich Kinder in öffentlichen berliner Lehranstalten; aber von der Schule ist nie ein Versuch zur Belebung der Verbindung zwischen Schule und Haus gemacht worden. An welche ungünstige Erfahrung mag der Minister denken? Die Annahme meines Vorschlages würde nicht allzu schwere Opfer fordern. Freilich könnte während der ‚Elternwoche‘ nicht so viel wie sonst geleistet, das Penjum müßte also verschoben werden und die Lehrer hätten uns Eltern zwei Abende im Jahr zu schenken. Wäre damit aber die Eintracht beider Erzieher und unser besseres Verständnis für das Schulleben der Kinder zu theuer bezahlt? Die Schule soll ja nicht nur Wissen anreichern, sondern vor Allem den Charakter bilden. Dieses Ziel scheint mir aber nicht zu erreichen, wenn die Erziehungsfaktoren einander nie gründlich kennen lernen und ‚das harmonische Zusammenwirken von Schule und Haus‘ nur in Direktorentreden und Schulprogrammen ein Feiertagsleben fristet.“

Herr Professor Dr. David Coste, Direktor des wilmersdorfer Bismarck-Gymnasiums, schreibt: „Das deutsche Volk ist jetzt bei der Arbeit, sich völlig neue Erziehungsverfahren zu schaffen oder doch vorerst im Geiste anzugestalten.‘ Herr Professor Dr. Ludwig Gurllitt, Oberlehrer, hats gesagt; also müssen wirs glauben. Unter dem viel versprechenden Titel ‚Schule und Haus‘ wird uns die neue Wahrheit vorgezeigt und wir erwarten nun Aufschlüsse über das zeitgemäße Thema. In schwärzestem Schwarz aber wird uns vorgemalt, wie die Schule nur Rechte, das Elternhaus nur Pflichten habe; nach einem Kontrakt, den die Eltern mit der Schule schließen müssen, einem Kontrakt, ‚mit dem verglichen, die Miethkontrakte berliner Hauswirthe reine Evangelien der Nächstenliebe sind.‘ Dieser furchtbare Kontrakt, der das arme Schulkind mit Haut und Haaren dem Moloch Schule ausliefert, heißt ‚Schulordnung‘, die der Vater unterschreiben muß; und durch diese Unterschrift begiebt er sich jedes Rechtes. Mit Verlaub, Herr Gurllitt: wie viele Schulordnungen haben Sie gelesen? Ich kenne einige; sie enthalten nichts als die

nothwendigen Bestimmungen, die einen länger, die anderen kürzer, die sich auf die äußere Ordnung der Schule, auch auf den äußeren Verkehr zwischen Schule und Elternhaus beziehen. Ich denke, jede größere Gemeinschaft muß eine Hausordnung haben, also auch eine öffentliche Schule. Glaubt Herr Gurliitt, sie entbehren zu können? Und es handelt sich doch hier nur um die äußeren Formen, nicht um Das, was in der Schule gelehrt wird, auch nicht um die Art der Erziehung. Will der Vater sich hiervon unterrichten oder Beschwerde fähren — auch Lehrer und Direktoren sind Menschen und können fehlgreifen —, so stehen ja Direktoren und Lehrer in ihren Sprechstunden den Eltern zur Verfügung, wie Herr Gurliitt aus eigener Praxis wissen müßte. Eine ruhige Aussprache hat schon oft ans Ziel geführt; und zum Glück sind ja nicht alle Väter und Mütter in so gereizter Stimmung wie Herr Gurliitt. Was haben solche Aussprachen überhaupt mit der Schulordnung zu thun? Durch die Unterschrift hat sich der Vater doch nur verpflichtet, die äußere Ordnung der Schule zu achten und seinen Sohn dazu anzuhalten. Herr Gurliitt freilich kennt ein wirkliches Zusammengehen von Schule und Elternhaus nicht; bei ihm schreibt der Lehrer den Tadelzettel und der Vater verprügelt dafür den Jungen; er ist der Hüter der Schule. Er hat sein Schulgeld pünktlich zu zahlen; im Uebrigen heißt es: Maul halten! Wo, Herr Gurliitt, haben Sie denn Ihre Erfahrungen gesammelt? Sie sind doch in einem westlichen Vororte von Berlin thätig; dort pflegt man sich sonst etwas weniger drahtlich auszudrücken. Und kennen Sie wirklich nur Väter, die ihre Jungen wegen eines Tadelzettels verprügeln? Sind Sie nicht auch anderen begegnet, die sich mit der Schule in Verbindung setzen, wenn sie straft, und mit ihr gemeinsam den Jungen auf bessere Wege bringen? Ich kenne viele solche Väter und Mütter und freue mich jedesmal, wenn solche gemeinsame Arbeit — womöglich ohne Prügel — gelingt. Aber Herr Gurliitt hat ja auch ein Mittel, um die verröteten Häutchen mit einem Schlage zu ändern: „Man gebe in den lokalen Schulverwaltungen den Eltern der Schulkinder Sitz und Stimme. Das thut man schon längst in England.“ Dann müßte sich Alles, Alles wenden. Der Staat giebt das Geld, die Gemeinde den Schulbeirath; und damit sind alle Klagen aus der Welt geschafft. Glauben Sie Das wirklich, Herr Gurliitt? Ich kann mir kaum denken. Außerdem habe ich mir sagen lassen, daß in England und Nordamerika die Schulen, die diese Einrichtung haben, Stiftungen oder Privatanstalten sind, in der Schweiz rein kommunale Anstalten, über die natürlich der Stifter oder Eigenthümer mitzureden hat; das Schulunterhaltungssystem ist dort eben ganz anders als bei uns, wo der Staat das Schulwesen in der Hand hat, wie es für unsere Schulen nach ihrer historischen Entwicklung natürlich ist. Die freie Schule, die Herr Gurliitt will, kann er auch haben, wie das Beispiel des Landeziehungsheimes in Haubinda und ähnlicher Institute zeigt; aber sie können nur aus privater Initiative hervorgehen und mit privaten Mitteln unterhalten werden. Möge Herr Gurliitt bald den Muth und die Mittel finden, sich aus den unhaltbaren Verhältnissen, die er schildert, in solche freie Thätigkeit hinüberzusetzen und selbst eine Schule einzurichten, bei deren Ausbau die Wünsche, Ansprüche, Bedenken und Hoffnungen der Eltern zum klaren Ausdruck kommen und sich Anerkennung erwirken. Da kann er dann sehen, wie man es machen muß, und erwirbt sich hoffentlich Verdienste um das Vaterland, um die Zukunft des Staates, um Schule und Haus.“

# Dampfplüge

bauen wir in den bewährtesten  
Constructions.

## Strassenlocomotiven

und

## Dampfstrassenwalzen

bauen wir gleichfalls als Spe-  
cialitäten in allen practischen  
Grössen und zu den mässigsten  
Preisen.

# John Fowler & Co.

in Magdeburg.

## Ananas - Rum Batavia - Arrac

Absolute Reinheit garantiert.

Energetisch zu Grog, Punsch u. Tee.

2 Orig.-Bastflaschen Mk. 6,—

4 Liter-Postfäss . . . 10,—

verzollt franko inkl. erster Nachnahme.

Tho. Nissen, Flensburg 14.

Garantie: Zurücknahme.

## Nervenschwäche der Männer.

**Ausführliche Prospekte**  
mit gerichtl. Urteil und ärztl. Gutachten  
gegen Mk. 0,20 für Porto unter Couvert.

Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.



**FUNKEN** DER ZEITUNGS-  
WELT DER  
WISSEN SCHAFT

Funkelnden Geist, sprechenden Witz,  
fessende Eigenart, ernste und anmutige  
Schönheit erhalten die „Funken“, illustrierte  
Halbmonatsblätter, die durch freieste, aber  
künstlerische Behandlung aller Themen  
jedem, einer feinen Lebenskunst zugewen-  
deten Gebildeten erfreuen und erheben.  
Monatlich 2 Hefte in vornehmer Ausstattung.  
Jedes Heft 30 Pf. Durch alle Buch- und  
Zeitungshändler und Postanstalten zu be-  
ziehen. Verlag Friedrich Rothbarth, Leipzig.  
Schriftleiter Arthur Roessler, München. o. d.

**Billige Briefmarken.** Preisliste gratis.  
Rud. Keil, Gablonz a. N. Austria.

Nur ein

# Grammophon

mit

## Trompeten-Arm

reproduziert in bisher nicht erreich-  
barer **Natürlichkeit Sprache,  
Musik, Gesang** aller Cultur-Staaten.

Gratis und franco;

Illustrierte Kataloge

und internationale

Plattenverzeichnisse

Nur echt mit Schutz-Marke.



*Gesetzlich  
geschützt.*

**Grösstes Special-Geschäft** für den  
Einzel-Verkauf von:

**GRAMMOPHON-Apparaten**

**GRAMMOPHON-Automaten**

**GRAMMOPHON-Platten und Bestandteilen**



# „Grammophon“ H. Weiss & Co.,

BERLIN W. 8, Friedrichstr. 189. V.

Filialen: **Hamburg**, Neuerwall 17, **Dresden-A.**, Wildstrufferstr. 7.

## Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart.

Auf Gegenseitigkeit. Mit Garantie einer Aktiengesellschaft. Gegründet 1875.

### Haftpflicht-, Unfall- und Lebens-Versicherung

Militärdienst- und Brautaussteuer-Versicherung, Sterbekasse.

Gesamtreserven über 36 Millionen Mark. Gesamtversicherungsstand 600 000 Versicherungen.

Prospekte, Versicherungsbedingungen und Antragsformulare kostenfrei.

☛ Mitarbeiter aus allen Ständen überall gesucht. ☚

### Eisbärfelle

sind nicht besser aber  
teurer als meine Haid-  
schneckenfelle „Marke  
Eisbar“, ternale Satonteppeche, chem. gerein.,  
vollst. gerucht, blendend weiss oder silber-  
grau 7,50 Mk. Vorleger 3 u. 6 M., bei 3 Stck.  
franco. Prospekt frei. **W. Heino**, Lünz-  
mühle 95 bei Schneverdingen (Lüneb. Haid).

### Briefmarkenpreisliste

gratis. 30000 Preise. Viele Abbildungen.  
Ankauf v. Sammlung, u. einzeln. Marken.

**Philipp Kosack, Berlin C.**  
Burgstr. 8. am Königl. Schloss.

## ==== Bismarckbüste ====

1895 nach der Natur modelliert von Norbert Pletzschner,  
in Bronzeführung mit eingelöteter

### Locke des Altreichskanzlers

Höhe 15 cm M. 125, — Höhe 29 cm M. 250.

Jedem Stück ist eine **notarielle Originalurkunde** über die Echtheit der Locke beigelegt.  
Bei Versand ins Ausland Preis M. 140 resp. M. 275 gegen Nachnahme incl.  
Emballage loco Hamburg.

Alleinvertrieb: **Georg Hulbe, Hamburg.** Hollieferant Sr. Majestät des  
Kaisers und Königs.

## Morgen Eröffnung!

Vornehmes Wein- und Bier-Restaurant

### Hotel Habsburger Hof

Königsgrünerstrasse :: Ecke Askaniischer Platz :: Am Anhalter Bahnhof.

#### Vorzügliche Küche

==== (reich an Spezialitäten) ====

Mittagstisch: Diners à M. 1,50 und à la carte zu soliden Preisen  
von 1—6 Uhr.

Reichliche Abendkarte. — Soupers à 2 Mark und à la carte  
von 7 Uhr ab.

*Pilsner Urquell* *Weihenstephan*  
a. d. bürgerl. Brauhaus Pilsen. a. d. kgl. Bayr. Staatsbrauerei.

*Reine, reelle Weine*  
*erste Bezugsquellen.*

Hotel vollständig renoviert.

Gut gelegene Zimmer von Mark 2,50 aufwärts. Fahrstuhl.

Telephon in jedem Zimmer.

Fernsprecher: Amt VI, No. 1693  
Amt IX, No. 5150



Besitzer **Paul Jagusch**  
früher: „Hotel Leipziger Hof“

# Gediegene Festgeschenke

aus dem Verlage von  
**Hüpeden & Merzyn, Berlin, Leipzig, Paris.**

## Leo Berg

Deutsche Märchen des 19. Jahrhunderts

Kartoniert M. 5. Gebunden M. 6  
 Luxus-Ausgabe  
 in hochfeinem Wildleder M. 12.

## Pierre Loti

Indien (ohne die Engländer)

Einzig autorisierte  
 Übersetzung von M. Toussaint  
 Elegant broschiert (mit farbigem,  
 künstlerischem Umschlag) M. 4  
 Vornehm gebunden M. 5.

## Henrik Pontoppidan

Die Sandinger Gemeinde  
 Autorisierte Übersetzung aus dem  
 Dänischen von Mathilde Mann  
 Broschiert M. 2,50  
 Gebunden M. 3,50.

## Herman Brunold

Sein und Sehnsucht  
 Gedichte

Kartoniert M. 2,50 Gebunden M. 3.

## Edouard Rod

Ein Sieger. Sozialer Roman

Autorisierte  
 Übersetzung von M. Toussaint  
 Broschiert M. 4. Gebunden M. 5.

## von Stendhal (Henry Beyle)

Essays  
 Übertragen und mit Einleitung  
 von A. Schurig  
 Broschiert M. 3. Gebunden M. 4.

## Antonio Fogazzaro

Das Geheimnis des Dichters

Aus dem  
 Italienischen von E. Müller-Röder  
 Broschiert M. 3. Gebunden M. 4.

## Theodor Duimchen

Bruch

Viertes bis zehntes Tausend  
 Broschiert M. 4  
 Hochelegant gebunden M. 6.

Von demselben Verfasser liegen in neuen Auflagen vor:

**Jantje Verbrügge**  
 2. Auflage.

**Kopf und Herz**  
 3. Auflage.

**Aus altem Hause**  
 3. Auflage.

Jeder Band geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—.

Wie Berg es verstanden hat, den ganzen Reichtum, den ganzen reizvollen und verschwiegene, farbenfrohen und üppigen, duftenden Garten von hundert Jahren deutscher Märchendichtung in dieses Buch zu bannen, ist zum Entzücken. In keinem deutschen Hause, in dem literarisches Interesse nicht bios des guten Tones halber geheuchelt wird, darf Bergs Sammlung fehlen; es ist ein Weihnachtsbuch für jung und alt.

Man dürfte lange nach einem Buch über Indien suchen, das die Eigenart indischen Wesens und Denkens, indischer Flora und Fauna, historischer indischer Größe und Bedeutung so intim vermittelt und so glänzend darstellt, wie es Loti vermag. Es ist ein hervorragendes literarisches Kunstwerk, welches uns von der ersten bis zur letzten Seite fesselt und zugleich belehrt.

In dieser Novelle wird eine religiöse volkstümliche Erregung geschildert, zu der man in Deutschland noch kaum ein Gegenstück besitzt. Das Bestreben, das darauf ausgeht, den Himmel zur Erde herabzuziehen, ist allgemein menschlich; aber die Form, die der Traum von einem evangelischen Volksreich hier angenommen hat, ist typisch dänisch.

Jeder Vers zeugt dafür, dass dieser ganz eigenartige Dichter, auch ein ganzer Mann und ein Mann dazu ist, dem Beruf und Stellung ermöglicht haben, tiefer ins Leben zu schauen, als wohl mancher unserer „Lyriker“ von heute. Die grosse Sehnsucht derer ist in dem Buche, die unserer Tage Sein und Wirken mit klaren leuchtenden und dichterischen Augen sehen.

Dies letzte Werk des beliebten französischen Romanciers ist das hohe Lied der Arbeit; es zeigt uns, wie Alcide Delmont durch seine Tatkraft und Energie es verstanden hat, die „grosse Glashütte von Saint Germain“ zu gründen, zu halten und zu vergrössern. In den Gang der Handlung sind geschickt des Hüttenbesitzers Kämpfe mit den „neuen Gesetzten, die die Industriellen zu Grande richten“, hineingeflochten, und die Schilderung der Leiden der kleinen Italiener hinterlässt einen unausslöchlichen Eindruck.

Man muss es sehr richtig wünschen, dass dieses Buch in viele Hände gelangt und Stendhal bei uns in Aufnahme bringt. Stendhal ist nicht nur „unbedingt nennenswert“, wie die Vorrede Schurigs ihn bezeichnet, er gehört einfach zu den ganz wenigen Autoren, deren Lektüre uns reicher macht (Die Zeit).

Indem Fogazzaro eine Dichterliebe schildert, sprudelt darin der Poesie lebendiger Quell, in entzückender Weise die Erzählung ergänzend und schmückend. Die vornehme Zurückhaltung, die diesem Liebesleben eignet, macht das Buch zur Familienlektüre besonders passend. Die Übersetzung ist vorzüglich. So möge denn das schöne Buch ein Liebling des deutschen Hauses werden, wie er es mit 21 Auflagen in Italien lange schon ist. (Die christl. Welt).

Die Teile des Romans, in denen er seine als Kaufmann erworbenen Kenntnisse verwerten kann, sind geradezu glänzend geschrieben. Eine glattere und klarere Schilderung der Wagnisse, Spiele und Unternehmungen der Geschäftsleute der Gründerjahre ist mir in der Romanliteratur noch nicht begegnet. (Hamb. Fremdenblatt.)



Lieber Freund!

Diese mit Bersch Agel-Camera (Preis M. 40.)  
 gefertigte Aufnahme beweise Dir, dass bei  
nichtiger Wahl auch billige Apparate  
 gutes leisten. Willst Du Deinen Jungen  
 bei Weihnacht mit einer Camera spenden,  
 so lasse Dir vorher jedenfalls die Preisliste  
 über Bersch-Objektive & Bersch-Cameras  
 schicken von Emil Bersch & Co., Katherow

### Beste Geschenke für Amateure!

Sosben erschien:

## Deutscher Camera-Almanach 1905.

Ein Jahrbuch für Amateurphotographen.

Herausgegeben von Fritz Loeschler unter Mitwirkung von ersten bewährten Praktikern.  
 Ein stattlicher Band in Oktav von etwa 250 Seiten Umfang mit unterhaltendem und  
 lehrreichem Inhalt. Geschmückt mit etwa 140 Abbildungen hervorragender Aufnahmen,  
 von denen eine in Gravüre. Mit künstlerischem Deckeischmuck. In Bütten-Umschlag  
 M. 3,50, in Leinenband M. 4,—. Das Buch wird von jedem Amateur mit größter Freude  
 begrüßt werden, da es von Anfang bis Ende in Bild und Wort fesselt.

### Photographisches Unterhaltungsbuch.

Praktische Anleitungen zu interessanten und leicht auszuführenden photographischen Arbeiten  
 von A. Parzer-Mühbacher.

Mit 106 lehrreichen Abbildungen im Text und 16 Tafeln. Geheftet M. 3,60, in  
 Glanzleinenband M. 4,50. Das Buch bietet eine Fülle von Material zu den verschieden-  
 artigsten Betätigungen auf photographischem Gebiete — sowohl zu ernster Arbeit wie  
 zu unterhaltenden Experimenten.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung und gegen Einsendung der Beträge direkt  
 vom Verlage Gustav Schmidt in Berlin W. 10, Königin-Augustastr. 23.

## ✚ Magerkeit. ✚

Schöne volle Körperformen durch unser orientalisches Kraftpulver, weiss gekrönt, goldene Medaillen, Paris 1900, Hamburg 1901, Berlin 1903, in 6—8 Wochen bis 30 Pfund Zunahme, garantiert unschädlich. Aerztlich empfohlen. **Streng reell — kein Schwindel.** Viele Dankschreiben. Preis Karton mit Gebrauchsanweisung 2 Mark. Postanweisung oder Nachnahme inklusive Porto.

Hygien. Institut

**D. Franz Steiner & Co.**  
Berlin 379, Königgrätzer Str. 78.

## VERFASSER

v. Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, sich zwecks Unterbreitung eines vortheilhaften Vorschläges hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, mit uns in Verbindung zu setzen.  
15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.  
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

## Nationalstenographie.

Lehrgang in 3 Bänden z. Selbstunterricht. 81.—100. Tausend. Probeheft unsonst.  
Verlag für Nationalstenographie  
Liegnitz.

**Aktuell! Feuerbestattung! Aktuell!**

## Neu: A. Sewett, Die Kirche siegt!

Roman. Ein starker Band. Preis 3 Mk., gebunden 4 Mk.

Verlag Otto Janke, Berlin SW.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.



**Luxus-  
Wagen**

jeder Art.

Schöne Weihnachtsgabe!

Ulrich Deinhardt, BREITENBURG N. 54, Lohrbergerstr. 37/38.

Von

**Dr. Adam Karillon**

dem Verfasser d. „Michael Hely“ erschien noch

## „Eine moderne Kreuzfahrt“

Gr. 8<sup>o</sup> illustr. M. 4,60,

elegant gebunden M. 5,80.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung  
sowie vom

Verlag von Fr. Ackermann  
in Weinheim i. B.

## Unsere Cigarren

D. R. P. No. 96582.

sind die **einzigsten**, welche  
**ohne Chemikalien**  
**nicotinunschädlich**  
gemacht werden.

Aerztlich überall empfohlen!  
Man verlange Preisliste.

**C.W. Schliebs & Co. Breslau/K.**

Das Sammelwerk:

## „Kulturprobleme d. Gegenwart“

herausgegeben von Leo Berg  
für 20 Mk. wird sofort komplett geliefert gegen  
monatliche Teilzahlungen von 4 Mk. an:

- I. Achelis, Die Ekstase
- II. Damaschke, Die Bodenreform
- III. Klaar, Wir und die Humanität
- IV. Driesmann, Rasse und Milieu
- V. Heilpach, Nervosität und Kultur
- VI. Duimichen, Die Tröstler
- VII. Leuss, Aus dem Zuchtlande
- VIII. Schmitt, Der Idealstaat

in 8 prachtvolle Ganzleinenbände gebunden  
Buchhandl. Johannes Råde

Berlin W. 15, Uhlandstrasse 146.

Devise: Qui lira, rira.

Soeben gelangte zur Ausgabe das  
**5. Tausend** von

Mixed  
pickles.



Gereimte  
Satiren

von **A. O. Weber.**

Gekostet 2.—, gebunden 3 Mk.  
Verlag v. Carl Freundt, Berlin W. 15.

## „Und Satyr lacht“ „Ohne Maulkorb“

2 Bändchen gereimter Satiren von  
A. O. WEBER. Jedes M. 1.80. Für  
Freunde köstlichen und geistreichen  
Spottes, aber Leute v. vorurteilloser  
Denkart. Eine Mischung von feine  
und Busch. (Hamburg, Fremdenbl.)  
Verlag Friedrich Rothbarth, Leipzig.

# Schlossbrauerei Schöneberg

Schöneberg b. Berlin W.

Telephon: Amt IX,  
No. 5018 und 5014.

Liefert Ihre vorzüglichsten Biere in Flaschen  
und Siphons für den Familiengebrauch

30 Fl. Schlossbräu (hell) . M. 3.—

30 Fl. Kronenbräu . . . M. 3.—

30 Fl. Schöneberger Cabinet M. 3.—

== Pfand pro Flasche 10 Pfg. ==

Die Biere sind stark eingebraut und ausser-  
ordentlich reich an Extraktivstoffen (Nähr-  
stoffen), welchen ein mässiger Alkohol-  
gehalt gegenübersteht.

Cabinet-Comet  
**Graeger**  
Sect  
Gold & Silber  
Zu beziehen durch  
die Weinhandlungen  
**Carl Graeger**  
Sect-Kellerei  
Hochheim a. M.

**Abschriften,** Masch.-Diktate, Ste-  
nogramm, im Hause  
u. außerh. Vervielfält.  
**HENNY REWALD,** BERLIN S. 42,  
Prinzenstr. 84.

## HERREN

selnen zur Kräftigung

## Yumbhoa-Elixir

Vorrätig à Fl. 3 Mk. in der

**MOHREN-APOTHEKE, REGENSBURG, 17a**

Depot in Berlin: Salomonis-Apothek.

## Siphonbier,

das beste und billigste Bier im  
Hause, schmeckt frisch wie vom Fass  
und hält sich wochenlang.

**Aechte u. hiesige Biere**  
à Siphon 3, 5, 10 Liter Inhalt  
von M. 0,90 an.

Specialität:

Münchener Löwenbräu

Fürstenberg-Bräu, Pilsner  
(Tafelgetränk Sr. Majestät d. Kaisers)

à Siphon von M. 1,50 an.

## C. G. Canitz

verlgt. Schönebergerstr. 15.

Ringbahnbogen 51—62.

Telephon: 9, 7590.

## IBACH 1704 gegründet

Hof-Pianoforte-Fabrik  
Potsdamer  
Strasse 22a **BERLIN**

Flügel und Pianos in  
allen Holz- u. Styl-Arten.

Event. Eintausch älterer Instrumente  
bei Neukauf.

Vorzügliche Stimmungen.  
St. Louis 1904 „Grand Prix“.

Hochmoderne Vor-  
sind meine ersten

## Haidschnuckenfelle.

Unübertroffene Qualitäten, herrlich schön  
in **schnoeweiss**, auch silber- und wolfsgrau.

Nach eigener Methode  
gegen Motten geschützt.

**Allerbestes für kalte Füße.**

Stück 4—6 Mk., ausgesuchte Exemplare 7 Mk.  
Illustrierter Katalog frei, auch über Fussstücke,  
Schlitten- und Kinderwagendecken u. v. andere.

**Friedr. Heuer,** Kürschnermeister,  
gegr. 1880 — Rethem a. Aller — 1880 gegr.

Versandh. für Haidschnuckenpelzdecken.

— Täglich Anerkennungen. —

**Sanatorium „Villa Margaretha“** in **Nesse** (Kreis Gersheimünde) für  
Nerven-, Alkoholkranke u. Erholungs-  
bedürftige (10 Herren). Arzt: **Dr. Koschella.** Prosp. d. d. Dir. **Chr. G. Tienken.**

**Eingesandt!** Nicht überall ist ein gutes Gläschen Likör zu haben, und wo  
schon, ist es zumeist nicht billig. Nun lassen sich jedoch, was  
wohl vielen Lesern und Hausfrauen noch nicht bekannt ist, mit Leichtigkeit und von  
jedermann die feinsten Tafelliköre, wie à la **Chartreuse**, à la **Benedictine**, **Caracão**  
etc. selbst bereiten, und zwar auf einfachste und billigste Weise in einer Quantität, die  
den allerbesten Marken gleich kommt. Es geschieht dies mit **Jul Schraders** Likör-  
Patronen, welche für ca. 90 Sorten Liköre von der Firma **Jul. Schrader** in Feuer-  
**bach** bei **Stuttgart** 35 bereitet werden. Jede Patrone gibt 2½ Liter des betreffen-  
den Likörs und kostet je nach Sorte nur 60—90 Pf. Man lasse sich von genannter Firma  
**gratis** und **franko** deren Broschüre kommen.



**EMIL WÜNSCHE A.G.**  
für photographische Industrie  
**REICH bei DRESDEN.**



**KOBOLD**  
**NOVA**  
**NIXE**  
**SIRENE**  
**AFPI**  
**FAVORIT**  
**GERMANIA**  
**EXCELSIOR**  
**ALLES ZUBEHÖR**

**PLATTEN-CAMERAS**  
**FILM-CAMERAS**  
**UNIVERSÄL-CAMERAS**  
**KLAPP-CAMERAS**  
**SCHLITZVERSCHLUSS**  
**REISE-CAMERAS**  
**OBJECTIVE U.S.M.**

Durch alle Handlungen  
**Preisliste**

zu beziehen,  
**kostenlos.**

„Für Weihnachten verlange man unseren neuesten Katalog“.

### Geschäftliche Mitteilungen.

Ein neues Wein- und Bierrestaurant. Man sollte doch glauben, dass eine Lücke auf diesem Gebiete in Berlin nicht mehr existiert! Und dennoch — gerade in der Nähe des Anhalter Bahnhofes fehlte bisher ein vornehmes Restaurant dieser Art. Dem Bedürfnis abgeholfen zu haben ist das Verdienst des Herrn Paul Jagusch, welcher das Hotel Habsburger Hof, Ecke Königgrätzerstrasse und Askaniischer Platz, erworben, dasselbe renoviert und in den Parterreräumen mit einem vornehmen Restaurant (Wein und Bier) versehen hat. Herr Paul Jagusch, früher Besitzer des Leipziger Hofes, ist als Gastronom zu bekennen und bewährt, als dass es nötig wäre, hinzuzufügen, dass allen Erwartungen an guter Qualität und angemessenen Preisen entsprochen werden wird.

### Zur gefl. Beachtung.

Der Gesamtauflage unserer heutigen Nummer ist ein Prospekt beigeheftet über die neuesten Erscheinungen in der Geographischen Verlagshandlung

**Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) in Berlin SW: 48,**

**Wilhelmstrasse 29,** auf die wir unsere Leser hierdurch aufmerksam machen möchten. Die Südpolarfahrt von **Otto Nordenskjöld, Kaudt's Reise zu den Nilquellen** und die hervorragende Arbeit des Hauptmann **Merker** über die **Masai** seien besonders hervorgehoben. Die Werke eignen sich vorzüglich zu **Festgeschenken**, die einen dauernden Wert haben.

Ausserdem liegt unserer Auflage noch ein Prospekt bei der

**Cigarren-Import-Firma M. Samuel in Elberfeld** betr. **Havanna-Cigarren.**

Wir bitten beiden Prospekten freundl. Beachtung schenken zu wollen.

# Brockhaus

## Konversations-Lexikon

neue revidierte JUBILÄUMS-AUSGABE  
1901—1904 ist soeben

**komplett**

geworden. Wir offerieren das vollständige, 17 Prachtbände umfassende Werk (auf Wunsch inklusive **Wandregal** in verschiedenen Holzarten) unter Bedingungen, welche eine nahezu kostenlos zu nennende Anschaffungsweise bedeuten. Wer noch kein Lexikon besitzt und unsere Bedingungen nicht kennt, verlange diese mit unten eingedrucktem Ausschnitt. Auf Wunsch bemustern wir das Werk

**kostenlos**

und ohne Kaufverpflichtung.

## Bial & Freund

in BRESLAU II.

Akademische Buchhandlung :: :: :: Gegr. 1864.

**Gefälligst ausschneiden und im Kuvert einsenden.**

*Als Drucksache mit 3-Pfg.-Marke!*

Die Firma **Bial & Freund** in **Breslau II** ersuche ich, Bezug nehmend auf das Inserat in „Die Zukunft“ vom 10. Dezember 1904, um Bekanntgabe ihrer Bezugsbedingungen für Brockhaus Konversations-Lexikon.

Adresse:

Ort, Datum:

Name, Stand:

# Die deutsch-serbischen Handelsvertrags- Verhandlungen

sind soeben in Berlin zu Ende geführt worden und stellen Serbien für Deutschlands Handel und Industrie in den Vordergrund des Interesses. Zur rechten Zeit ist im Buchhandel ein Werk erschienen, das nicht nur

**für jeden Militär und Politiker,**

sondern auch

**für jeden exportierenden Grosskaufmann, jeden  
Financier und Techniker**

einen unentbehrlichen Wegweiser bildet. Es hat zum Verfasser den jüngst verstorbenen Balkanforscher **Felix Kanitz**, den einer seiner Biographen den

**Kolumbus der Balkanstaaten**

genannt hat. Was Kanitz in den vierzig Jahren seiner Wanderungen, Fahrten und Ritte durch Serbien an Resultaten zur Altertums- und Völkerkunde, Geschichte und Volkswirtschaft in Serbien an diesem seinem Lebenswerk niedergelegt hat, ist in der Litteratur ohne gleichen.

Der erste Band des Monumentalwerkes, der bisher zur Ausgabe gelangte und ein in sich abgeschlossenes Ganzes bildet, umfasst 40 Bogen Lexikonformat mit ca. 250 Illustrationen, Karten und Plänen, vielfach nach Originalzeichnungen des Autors.

Die ersten Zeitungen des Kontinents brachten eingehende Würdigungen.

**Kölnische Zeitung**

Von hohem Wert sind die zahlreichen, vollständig zuverlässigen Beobachtungen über wirtschaftliche Verhältnisse.

(Univ.-Prof. Cvijic, Belgrad):

**Allgemeine Zeitung,  
München**

Eine tatsächlich grossangelegte Monographie, die eine empfindliche Lücke ausfüllt.

(Dr. Hugo Grothe).

**Wiener Fremdenblatt**

Ein gewissenhafter Beobachter, eine überreiche Fülle des besten Materials für das Studium des Balkans.

Preis in vornehmster Ausstattung: brosch. 23 M., in Orig.-Prachtband 25 M.

**Verlag Bernh. Meyer, Leipzig.**

**Detektiv-**

**Institut v. Fuchs, Berlin, Zossenerstrasse 20**  
besorgt Anskünfte, Ermittlungen, Incassos, etc. allerorts.  
Praxis seit 1887, gr. Erfolge. Prima Referenzen.

**Bestellungen**

auf die

**Einbanddecke**

zum 49. Bande der „Zukunft“

(Nr. 1—15. I. Quartal des XIII. Jahrgangs)

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum  
Preis von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung  
entgegengenommen.

**Kurt Schaefer**

BERLIN W. • Kronenstr. 49 I.

Cotillon- und Carneval-Artikel.  
Sylvester - Scherz - Artikel.



# Henkell Trocken

*Die  
Standard-Marke.*